<36604520200010

<36604520200010

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 784-12

1)
2) 169
3) 293.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine

Zwölfter Theil.

Verbeſſerter Abdruck.

Berlin
bei Joh: Daniel Sander.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Er verführt seine eigene Frau.

I.

Johanna an Marien.

***.

Fast schäme ich mich, zu schreiben, an dem Tage, da ich die Nachtigall zum ersten Mal hörte. Die Freunde meines Mannes würden sagen: „Pfui über die gemeine Empfindsamkeit! Des Menschen Seele muß die ganze Natur, die sichtbare Gottheit, umfassen." Aber laß sie reden! Es ist mir, als wäre die Nachtigall der Herold aller liebenden Wesen; als brächen unter ihren Tönen, welche durch die laue Nacht schwirren, die Blüthen schöner hervor; als wäre ihre Stimme der Segen, den die Natur über die Erde liebend ausriefe. Was verstehen sie hier von mei-

nem Herzen! Wenn ich in den Garten hinaustrat, und an jeder Blütenknospe ein reiner Thautropfen hing, und an meinem Auge der reinere Thautropfen der Liebe und der Freude aus meiner Seele: da sollt' ich mir in dem Thautropfen erst Shakespear's Welt denken, ehe mein Auge das Recht haben sollte, sich zu freuen.

„Bewahre!" sagte unser Cantor; „das Herz will seinen Willen haben!" Wohl will es das; und so lasse ich sie denn reden, treibe meine kleinen Geschäfte, und hoffe, hier meine kleine Welt wieder anzubauen, wo Lächeln die stille Empfindung einer süßen Wehmuth ablockt, so daß man nicht sagen kann, ob die Wehmuth ein schöneres Lächeln sey, oder das Lachen eine lieblichere Wehmuth.

Doch, du bist ja so lange weit, weit von mir weg gewesen, liebe Marie, und weißt noch gar nichts — nicht, daß ich seit sechs Monathen eine Frau bin, noch viel weniger, wie ich es wurde, und so weiter. Aber nun sollen die Briefe dir zufliegen, wie mir die Blüthen. In unserm armen Dörfchen muß-

te jedes Briefchen auf einen seltenen Zufall oder auf einen Jahrmarkt in M*** warten — ach! unsre Hoffnung, unsre Freundschaft hing an diesem Jahrmarkte, wo wir einander sprachen, unsere Herzen ausschütteten, und unsere Briefe austauschten! Jetzt aber setze ich mich an einen prächtigen Sekretär, schreibe, siegle, klingle einem Bedienten, und schikke auf die Post. Doch das alles ist nichts, nichts! gegen die Zeit, da ich mich auf des Vaters Stube schlich, und meinen Brief auf ein gelbes Quartblatt aus einem von seinen Universitäts-Heften schrieb, so daß du, mitten in meinem Briefe, bisweilen auf eine gelehrte Anmerkung von meines Vaters Hand stießest. Versiegeln mußte ich den Brief mit ein wenig Wachs aus unserem Nähküssen: denn das einzige Siegellack im Hause war schwarz; und ich durfte dich doch nicht erschrecken! Hier haben sie keinen Begriff davon, wie rührend, wie lieblich es war, wenn wir unsere eignen Briefträger machten; wie unser Herz unter dem Briefe klopfte, den wir nur dem Busen anvertraueten, weil sein

Inhalt aus dem Innersten unseres Herzens kam.

Sie wissen nicht, was Beschränkung heißt: sie hängen ihr Herz an nichts, weil sie alles haben; sie freuen sich auf nichts, weil alles ihnen so wohlfeil ist. O Marie! weißt du noch, wenn nun die einzige Reise im Jahre zu dem Großvater beschlossen war, und der Vater die wichtige Nachricht, die uns die frohen Mienen der Mutter und ihre Liebkosungen schon verrathen hatten, feierlich erklärte: wie dann der Tumult der Freude unaufhaltsam losbrach; wie die Nachricht sich von Haus zu Haus verbreitete; wie mein Vater nun mit ein Paar Nachbarn Rath hielt über den großen Wagen, ihnen bei dieser Gelegenheit die Geschichte des Wagens, den er von seinem Vater geerbt hatte, aufs neue erzählte; wie wir von weitem standen, Marie, und dann, wenn die Alten fertig waren, den Wagen umringten, und alle die vierzehn Tage, bis zum Tage der Abreise, uns hinein setzten und jauchzten? Und nun endlich brach der große Tag der Reise an, und

wir — Nein, ich mag nichts weiter schreiben; ich werde darüber traurig. Mich dünkt, wir waren damals doch glücklicher; mitten in unserer Armuth glücklicher!

Aber — was wollte ich dir denn schreiben? Sieh, Marie, es starb ein alter Vetter, den wir Alle nicht gekannt hatten, ein Geizhals, glaube ich fast. Er vermachte meinem Vater fünfhundert Thaler. Wir bekamen einen Brief. Eine große Freude; denn wir hatten seit Jahr und Tag keinen Brief von der Post erhalten. Hand und Siegel waren unbekannt. Da ging es nun an ein Rathen, dem die Mutter mit ihrer Ungeduld ein Ende machte. Mein Vater las den Brief vor. O, liebe Marie, du hättest die fröhlichen Gesichter sehen sollen, die um den reichen Brief her standen! „Gott sey gelobt!" sagte mein Vater, und hob Hand und Auge so empor, daß unsere Augen naß wurden. „Auch der alte Vetter!" sagte die Mutter.

„Gott sey gelobt!" wiederholte der Vater, ohne auf den alten Vetter zu achten. Dann wendete er den Blick auf uns, und

sagte: „Euer Bruder!“ und wir weinten vor Freude laut, recht laut, und umarmten uns. Jede gab ihr Antheil an der Erbschaft auf, und wir alle wurden, in diesem Aufgeben, um eine Freude reicher. Nun konnte ja Wilhelm fortstudieren!

Der Erbe des alten reichen Vetters, von dem der Brief kam, schrieb, daß er selbst meinem Vater die Summe bringen würde. Eine zweite Freude! Wir hatten doch nun Jemanden, dem wir danken konnten. Es wurden sogleich einige Anstalten auf die Ankunft des Vetters mit dem Gelde gemacht; und es war seltsam, daß wir alle diese Anstalten wie für einen alten Mann machten, weil der Vater den Brief in dem sehr gutherzigen Tone eines Alten abgelesen hatte.

Wir jungen Leute schlugen uns nun den Alten und sein Geld aus dem Sinne. Wilhelm versprach uns dagegen, jeden Posttag zu schreiben, was es Neues in der Welt gäbe; und so kam die Obsternte heran, ehe wir es uns versahen. Des Cantors Töchter halfen uns. Es war ein recht warmer Herbst-

tag, und wir hatten uns bequem gekleidet, sehr bequem; war doch weiter niemand da, als Wilhelm! Auf einmal öffnete sich die Gartenthür, und Er! trat herein.

2.

***.

Also — Er trat herein. Wie erkläre ich dir nun am besten das kleine Wörtchen: Er? Ein schlanker Jüngling, an der Hand meiner Mutter. Ich dachte gar nichts; denn ich war ganz starr vor Schrecken darüber, daß ein Fürst so traulich neben meiner Mutter ging. Dafür hielt ich ihn; er trug ja Uniform, und auf der Brust ein Kreuz — ein Stiftskreuz, das ich in meiner Unerfahrenheit für einen Orden hielt. Wir, ich und Julchen, standen unter einem Borsdorfer-Apfelbaume, und hatten unsere Kleider abgelegt, um sie zu schonen, und um bequemer zu seyn. Das sind meine Töchter, sagte der

Vater, und rief mich: Johanna! Ich ging, aber, wie du leicht denken kannst, mit sehr jüngferlichen Schritten, von denen jeder Feuer und Farbe in mein Gesicht pumpte. Im Gehen suchte ich mir die Zweige aus dem Haar, konnte aber einen großen Kranz von Astern und Kornblumen nicht los werden, den mir die Andern geflochten hatten, weil ich bei dem Obstsammeln die beste Sängerin gewesen war.

Je näher ich kam, desto deutlicher erkannte ich einen Fürsten; und — was soll die arme Johanne bei einem Fürsten! sagte ich zu mir selbst. So eben wollte ich mich — wer weiß, wie tief! — verbeugen, da sagte der Vater: „dies ist der Herr Vetter, den wir erwarten, Johanna." Sieh, Marie, da machte es denn schnell einen lächerlichen Eindruck auf mich, daß aus dem alten runzeligen Vetter ein hübscher junger Mann, und aus dem Fürsten ein Vetter geworden war; besonders als ich zugleich sah, wie die Uebrigen, die auf den Apfelbäumen, gleich den Eichhörnchen, saßen, die Zweige, wie Fächer,

vor sich zusammenhielten, damit der Fürst sie nicht in einer Stellung sehen sollte, worin sie sich durchaus nicht verbeugen konnten. — Was es auch hätte kosten mögen, ich mußte überlaut lachen. Es war nun einmal nicht anders: ich lachte und erröthete um die Wette. Aber ich besann mich denn doch bald, und sagte dem jnngen Manne, der sein Auge auf mir festhielt: ich will Ihnen ehrlich gestehen, was mir so lächerlich ist. Das that ich; und nun mußte er selbst mitlachen.

„Aber, Mädchen, wie siehst du aus!" sagte die Mutter; und sogleich musterte mich der junge Mann von oben bis unten. Das war nicht recht artig: indeß, er sah gar nicht so aus, als ob er meine leichte Kleidung und meinen Blumenkranz häßlich fände; und das war denn von ihm wieder recht sehr artig. Genug, liebe Marie, der junge Mann erbot sich, uns zu helfen; doch eigentlich half er nur mir. Er verglich die schönsten Aepfel mit meinen Wangen, und sagte unter andern auch: der Himmel wäre nicht so klar,

wie mein Auge, der schönste Märztag nicht so freundlich wie mein Blick, und, wenn ich lächelte, so hätte die Natur rings um mich her einen schöneren Glanz. Wilhelm sah mich ein Paarmal spöttisch an, so spöttisch, als wollte er sagen: bei dem spukt es! Mir aber gefiel das, was er sagte, und ich lächelte — nicht, weil er mich lobte, sondern weil es mir immer heiterer im Herzen wurde.

Als wir endlich fertig waren, setzten wir uns in die Bohnenlaube; und nun erzählte der junge Mann von der schönen Natur in der Schweiz und Italien, daß wir Alle die Worte von seinen Lippen weg haschen wollten.

Nun sah ich Wilhelm'en spöttisch an, als wollte ich fragen: spukt es? Sein Triumph war halb der meinige geworden: so schnell hatte sich mein armes Herz an ihn gehängt! Ach, Marie, wie lachten wir oft, wenn die Mutter sagte: „Ein Blick, ein Lächeln, ein Lob von den Lippen eines hübschen jungen Mannes; und das Mädchen ist gefangen!“ Ich glaube doch in der That, die Natur hat

uns Mädchen gar zu schwach gemacht. Wir haben keine anderen Waffen, als die jungfräuliche Schamröthe unserer Wangen, — „wenn sie nicht der Widerschein einer unheiligen Flamme ist!" sagte der Vater einmal. Jetzt verstehe ich ihn; damals kannten wir ja nichts, als den schönen Purpur der Unschuld.

Sieh, nun wollte ich den Triumph des Vetters so weit treiben, als möglich. Er sollte uns eine Menge Pflanzen, Gesträuche und Blumen nennen, die wir von der gnädigen Frau bekommen hatten, und — o wie lächelte Wilhelm wieder so spöttisch! — der junge Herr konnte einen Apfelbaum nicht von einer Eiche unterscheiden.

„Erschrecklich gelehrt ist er," sagte der Naseweis, als wir in der Küche waren; „er redet von lauter Dingen, die er nicht kennt!" Ich hätte über diese Anmerkung beinahe den Eierkuchen verbrannt.

3.

***.

Am folgenden Morgen erwachte ich mit recht heiterer Seele. Heute galt er mir nichts mehr; er war mir zu reich, zu vornehm, zu gelehrt. Ich wollte schon an meine Arbeit gehen, und hatte auch nicht Ein Band mehr angesteckt: da kam er mit Wilhelm. Er hatte von unserer Warte gehört, und bat mich, ihn dahin zu begleiten. So eben, als wir die Spitze erreichten, schoß der erste Strahl der aufgehenden Sonne über den See, der rein und glatt, wie ein Spiegel, zu unsern Füßen lag, und ein Fischernachen schwebte einsam und sanft durch den Purpur, womit die Sonne den See bedeckte.

O Marie, welch ein Anblick! Vor uns der See wie ein glühendes Meer; links die steigenden Nebel, die ein Nordwind langsam aus den Weiden und Ulmen hervortrieb; rechts die dunkle Heide, und die Gärten, die rothen Bäume dazwischen, und die

weite Ferne, und der reine Himmel rechts, und das schwarze Gewölk links, und am Ufer des See's die spielenden, halbnackten Kinder, und ein hervorkommendes Segel, das im Strahle der Morgensonne, wie der Flügel eines Engels, rosenroth schimmerte!

Du kennst ja Wilhelm'en. Er stand auf einmal entzückt da; auf einmal: der alte heiße Schmerz erwachte wieder. Julchen winkte mir zu, und nannte leise den geliebten Namen: Pauline! Seine Augen schimmerten in Thränen, die ihm, ohne daß er es wußte, über die Wangen rollten. Er sah so weit hinaus, als schwebte der Schatten seiner Jugendgespielin in dem purpurnen Nebel, als wäre das schimmernde Segel ihr Flügel.

Ich stand leise auf, um ihn aus seiner Verzückung zu wecken, und faßte sanft seine Hand, die schwer an ihm herab hing. Da sah er sich schnell nach mir um. „Johanna," sagte er leise, mit den schmelzenden Tönen seines unvergänglichen Schmerzes: „wenn du mich liebst, wenn du sie liebtest, die,

ach! längst...“ — er zeigte mit einer so rührenden Bewegung auf den Boden — „so sing' es mir jetzt! jetzt!“

O, wie konnte ich das, Marie, da der Fremde zugegen war! Wie konnte ich es ihm aber abschlagen? Denn schnell, ohne meine Antwort abzuwarten, ging er durch die Geklüfte auf den Felsen, den er „Paulinens Grab“ nennt, und setzte sich unter die Birken mit den hangenden traurigen Zweigen. Ich schwieg verlegen, und sah ihm nach. Schon öffnete ich ein Paarmal den Mund; aber meine Brust voll Mitleid und Furchtsamkeit versagte mir jeden Ton. Ich erröthete, bebte, zerfloß in Thränen des Mitleidens.

„O, sing' es ihm!“ sagte Julchen zärtlich bittend. „Willst du ihn nicht trösten?“

Da fing ich an, von dem Fremden abgewendet, mit zitternden Tönen sein Lied zu singen. Um mir Muth zu machen, sah ich nach dem Felsen hin, wo Wilhelm saß. Er hatte den Kopf hintenüber an ein Felsstück gelehnt, und sein Auge sah in die Wolken.

Als ich die Worte sang:

Im dickſten Wald, bei finſtern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Wo Niemand meine Träume ſtört,
Will ich dein holdes Bildniß ſuchen! —

zog er ſeine Birkenrinden wieder hervor, und begleitete mit leiſen, weichen Tönen meinen Geſang. Du kennſt ja ſeine Töne, die wie das geduldige Weinen eines höheren Geiſtes klingen. Ach, in dieſer lautloſen Morgenſtille klangen ſie unbeſchreiblich rührend! Bei dem letzten Verſe ſchwieg er; und als ich an die Worte kam:

O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu ſeyn!

ging er langſam in die Felſen.

Als das Lied zu Ende war, ging ich, die Augen feſt in mein Tuch gedrückt, auf die Warte zu. Konnte ich mich in dieſer Empfindung vor dem Fremden ſehen laſſen? — Glücklicher Weiſe folgte er mir nicht.

Julchen ſagte mir nachher, daß ihn mein Geſang aufmerkſam, ſehr aufmerkſam gemacht

hätte. „Du sangst auch schöner, als je!" setzte sie mit einem listigen Kopfnicken hinzu. Ihn, Marie, hatte ich gänzlich vergessen, als mein Bruder anfing, mich um das Lied zu bitten. In meinem Leben war ich nie so gerührt gewesen, wie an diesem schönen Morgen.

Auf einmal ertönte von unten herauf die Melodie noch einmal. Wilhelm saß auf den Unterfelsen, und blies. Dort hauchte er seinen Gram in leisen, langsamen, himmlischen Tönen aus.

Ich war unterdessen wieder zu dem Fremden gekommen. „Welch ein himmlisches Instrument ist denn das?" fragte er, gerührt von den Tönen, die, wie Geister, durch die Luft zogen. Er wollte nicht glauben, daß man mit Birkenrinde solche Töne hervorbringen könne.

„Was war Ihrem Bruder denn?" fragte er weiter. Ich erzählte es ihm; und er schien sich zu wundern, daß wir Herzen, daß wir Thränen hatten. Hallers Gedichte kannte er nicht; er war aber gerührt, und das

gefiel mir. Von jetzt an betrachtete er meinen Bruder mit einer Art von Achtung; vorher schien es, als hätte er Lust, ihn als einen Knaben anzusehen.

Schweigend ging er neben uns zu Hause. Mit einer Offenheit, die ihm so wohl stand, bat er nun meinen Vater um Erlaubniß, noch einige Tage länger bleiben zu dürfen.

„Wenn es Ihnen unter unserm Strohdache gefallen kann?" — sagte der Vater lächelnd. Der Fremde warf einen Blick auf mich, der mich ganz roth machte. Nun redete er von der Schweiz, von Italien, von der Kunst, von dem Ideal, und Gott weiß, wovon noch mehr! Da schien es denn wieder, als sähe er von einem Throne auf uns herab. Endlich kam er auf die Poesie. Nun zeigte ich ihm Wilhelms Gedichte an Paulinen, an die Natur, an den See, an unser Häuschen, an mich, an den Vater. Ich mußte sie ihm vorlesen, und — ach! du weißt ja, wie mich am Ende das alles so tief rührt.

Er fragte nach unsern Lehrern; darüber lachte ich. Nun fragte er den Vater darum.

Der lächelte. „Die schöne Natur hier rings umher, sagte er; einige erschütternde Unglücksfälle, welche das Herz meiner Kinder früh trafen, unsere Armuth (das nahm ich fast übel, so richtig es auch war), bei der wir früh an eine Vorsehung glauben lernten, die Freude der Gesundheit: das alles lehrte meine Kinder fühlen; und unsere Einigkeit, der Friede, der hier alle Herzen zu Einem macht, und etwas Musik lehrten sie die Harmonie. Auch Johanna macht Verse, wohl eben so gute, wie Wilhelm." Da sah mich der Fremde mit großen Augen an, und sagte: „Ich erstaune!" Er schien gar nicht zu begreifen, wie ein Mädchen zum Versemachen käme — ein Mädchen, das, wie er wußte, den größten Theil des Tages am Spinnrade, in der Küche, im Garten und auf dem Felde zubrachte. Noch mehr erstaunte er darüber, daß wir Alle unsere Verse auch sangen. „Verse ohne Gesang," sagte Wilhelm sehr ernsthaft, „und Musik ohne Worte, sind eine Welt ohne Farben und Licht."

Nun hob der junge Mann einen Streit

an. Mein Bruder schwieg nach ein Paar Minuten; doch nachdem er unsern Gast nun eine halbe Stunde von reiner Musik, ohne gegebenen Gegenstand, triumphirend reden gehört hatte, sagte er trocken: „das ist unmöglich; oder der Musiker ist ein Stein."

„Sie selbst," erwiederte unser Gast empfindlich, „spielten ja diesen Morgen ohne Worte."

„O, Herr Kriegesrath Roth," — da hast du seinen Nahmen, der nun auch der meinige ist — antwortete Wilhelm traurig (mußte ihn der Rath an den Morgen erinnern? sag! ich glaube fast: nein!) — „o, meine Seele sang eine Sylbe zu den Tönen, eine schreckliche Sylbe: T o d! Und ist denken nicht auch reden, und fühlen nicht auch dichten?" Nun wendete sich Wilhelm langsam ab, doch nicht, ohne vorher noch einen freundlichen Blick auf unsern Gast zu werfen, und ging dann hinaus.

Ich drohete dem Kriegesrath mit dem Finger. Sie streiten grausam! sagte ich. Muß-

ten Sie seinen Schmerz gegen ihn gebrauchen?

Schnell faßte er meine Hand. „Sie sind böse, Johanna? (Gieb Acht! er nannte mich immer sehr deutlich: Johanna, wie mein Vater mich wohl, nach der alten Form, meistens Johanna nennt.) Ich lächelte. Dürfte ich das seyn, da mein Bruder es nicht einmal wurde? Haben Sie nicht bemerkt, wie freundlich er Sie ansah, ehe er wegging?

Da beugte der junge Mann sich ehrerbietig vor mir, und drückte seine Lippen auf meine Hand. Und — Marie, es war das erste Mal, daß ein Mann meine Hand küßte! Ich kannte die Sitte nicht. Mein armes Herz fing an sehr unruhig zu pochen; meine Wangen glüheten, und es war mir, als brennten seine Lippen auf meinem fliegenden Herzen, als brennten sie in meinem Innersten. Ich schämte mich; und doch war die Scham so süß! Das funkelnde Auge voll Ehrfurcht, das er auf mich heftete, that mir so wohl! Ja, in der That, ich glaube, daß ich anfing ihn zu lieben.

4.

***

Ich glaube, daß ich anfing, ihn zu lieben:" so schloß ich vor acht Tagen meinen Brief. Das war der letzte Gedanke an dem Abend, da er mir die Hand küßte. Ich hüllte mich — ob mit dem schönsten Gefühle meines Lebens, das kann ich nicht sagen, aber gewiß mit heißen Thränen, und mit einem Herzen voll sorgender Unruhe — in meine Decke.

Wie unter einem neuen Himmel, wie in einem paradiesischen Lande, erwachte ich am folgenden Morgen. Ich stand am Fenster, und sah die verschönte Natur, sah die neue Sonne meines Lebens, und fühlte die stille Flamme meiner Brust, fühlte eine leise Wehmuth, eine süße Sehnsucht, unter deren sanften Wellen meine Seele sich in weiche, ach! allzu weiche, wohl gar weichliche, Empfindungen auflös'te. Seine heißen Lippen brannten noch immer auf meiner Hand, in mei-

ner Seele. O, in dieser verkehrten Verwirrung hätte ich seine Hand an meine Lippen, an mein unruhig schlagendes Herz, drücken können!

Ich setzte mit zitternden Händen meinen schönsten Strohhut auf, und steckte eine wilde Rose, die er gestern noch bei einem Spaziergange gefunden und mir geschenkt hatte, an die fliegende Brust. Ach, deine schwache Freundin hatte die Kraft nicht, ihre Sehnsucht zu verbergen! Ich freuete mich, daß die Sonne so schön aufging, und machte den Plan, mich heimlich wegzustehlen nach der Warte auf der Höhe; denn — es ahndete mir, daß er mich dort suchen würde. O, Marie! mein Herz schlug stärker, als ich mich mit ihm allein dachte. Noch jetzt erröthe ich, dir zu gestehen, daß ich mir vorstellte, wie er voll Liebe mich suchen und finden würde.

So eben wollte ich mich hinunter schleichen, da hörte ich Julchens Stimme im Garten. Ich hatte nicht Lust, sie mitzunehmen, und war verdrießlich darüber, daß sie mir den Weg durch den Garten versperrte. Da-

her trat sich von dem Fenster zurück, daß sie mich nicht sehen sollte. Sie pflückte grüne Pflaumen für Roth, und ich beneidete sie darum; ich war eifersüchtig.

Auf einmal sang sie mit ihrer schönen Stimme (und jedes Wort drang, wie ein Dolch, in mein Herz):

Du staunst; es regt sich deine Tugend;
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht.
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe:
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe;
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

Das sang sie, oder mein zürnender Schutzgeist. Geschwind nahm ich meinen Hut wieder ab, den ich noch so eben mit Wohlgefallen betrachtet hatte, riß, mit Thränen der Reue, die Rose von meinem Herzen, eilte hinunter in den Garten, und suchte für den Vater die schönsten grünen Pflaumen. „Hilf mir," sagte Julchen, „für unsern Gast die besten suchen!" — Pflücke du sie ihm allein! sagte ich mit einer herzlichen

Umarmung; ich — ich pflücke für den Vater.

Sie sah mich verwundert an. „Aus deiner Hand nimmt er sie aber lieber. Schon eine halbe Stunde hat er von nichts als von dir gesprochen, und dich mit tausend schönen Nahmen genannt."

Mein Herz pochte aufs neue; ich fragte aber nicht, mit welchen Nahmen er mich genannt hätte. Wir pflückten nun ruhig fort, und sprachen von allerlei andren Dingen. Er kam zu uns, und fast in derselben Minute ging ich. Ich sprach freundlich mit ihm: denn er war unser Gast; doch nicht einen Augenblick war ich allein mit ihm, so sehr er auch Gelegenheit dazu suchte. So reis'te er denn nach drei Tagen wieder weg, ohne daß ich ihn auch nur eine Minute allein gesprochen hatte.

Noch eine Stunde vor seiner Abreise suchte mich sein funkelnder Blick; doch ich blieb fest, ganz fest. Als er fort war, fiel ich meinem Vater um den Hals. Er begriff nicht, was ich wollte. Da gestand ich ihm

alles, alles, was mein Herz gefühlt hatte und jetzt fühlte. Er drückte mich an seine Brust, und sagte: „o, Gott segne dich, meine Tochter, meine edle Tochter Johanna! Du hast recht gehandelt.“ Nun wurde ich denn in Kurzem wieder ruhig.

5.

***.

Du schreibst: ich solle das Gute meiner Lage nicht verkennen. Habe ich denn geklagt? Nein; denn ich liebe meinen Mann mit vollem, o, wie sehr beseligtem Herzen! Aber was nennst du denn „das Gute meiner Lage?“ Ich klingle einer Jungfer, wenn ich mich ankleiden will; und sonst halfen mir dabei die liebkosenden Hände einer liebenden Schwester, einer gütigen Mutter. Ein Wagen fährt vor, wenn ich ausgehen will; ich habe Schauspiele, Bälle, Gesellschaften, bin geputzt wie eine Fürstin, habe nichts zu

thun, nicht Ein Geschäft, und brauche nur an mein Vergnügen zu denken.

Da hast du so ungefähr alles, was meine Lage Gutes hat. Und was ist denn das am Ende? was? O, Marie! nur der Zuschauer erstaunt über die Pracht eines königlichen Throns auf der Schaubühne; der Mitspieler sieht die Lappen, die Lumpen, die Breter, woraus er zusammengesetzt ist, und spottet des unechten Goldes, das den Zuschauer blendet. Die Gewohnheit zieht, wie ein unbarmherziger Gläubiger, dem Leben allen seinen erborgten Schmuck ab, und läßt es nackt vor unsern Augen zurück, nackt wie einen Bettler.

Ich soll vergleichen, sagst du. Soll ich? Sonst lebte ich unter einem Strohdache. Der Kreis unseres Glückes wurde von den Gränzsteinen unserer Dorfäcker eingeschlossen; unsere Welt bestand aus zweihundert Menschen, unsere Meierei aus einem Dutzend; unser Vergnügen war ein Spaziergang um das Dorf, an den See, auf die Höhe; unser Schauspiel die schöne Natur, unsere Hoff-

nungen der Frühling, die Ernte, der Winter, jeder kommende Tag; unser Zeitvertreib die Arbeit. Aber in unseren Herzen breitete sich die Unendlichkeit aus: eine schönere, eine unermeßliche Welt, die Ewigkeit, lag vor unseren Seelen. In jeder Freudenthräne — und wie viele vergoß nicht das entzückte Auge! — in jeder Thräne der Liebe, des Mitleidens, spiegelte sich eine bessere Welt, ein höheres Leben. Liebe, Einigkeit, Friede, Tugend machten unsere Hütte zu einer heiligen Stätte, worin Götter wandelten und höhere Geister; machten unser Thal zu einem Tempe, unsre Höhe zum Olymp, und das Grab zu der stillen, dunklen Pforte in das helle Reich eines frohen Lebens.

Das alles ist nicht mehr, Marie! Ich bin ein Fremdling in meiner jetzigen Welt; ich höre die Sterbeglocke gerade eben so gleichgültig, wie meines Mannes Glocke, wenn er dem Bedienten klingelt, und weiß nicht, wer gestorben ist, ja, darf nicht einmal danach fragen, wenn man nicht über mich lachen soll. In meinem Dorfe war es

doch besser! Hier sieht man einander, lächelt einander zu, drückt sich die Hände, umarmt sich, als führte man ein Schauspiel auf. Mir ist hier, als lebte ich in einem Eispallaste, wie man in Petersburg einmal zum Scherz einen erbauet hat: so kalt ist alles, was mich umgiebt!

Uebertreibung! wirst du sagen; auch magst du Recht haben: denn mein Mann liebt mich, und ich liebe ihn. Aber — wenn diese Liebe nicht wäre, die, wie ein warmer Sonnenstrahl, durch die Eiswände meines Pallastes bricht, so würde ich trostlos hier sitzen, und das nasse Auge auf die Gegend heften, wo ich so glücklich war: — wie die Sonnenblume sich unablässig der Sonne zuwendet.

Doch, ich wollte dir ja weiter erzählen. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir war, als er uns nun verlassen hatte. Sinnend ging ich, das sonst so heitre, frohe Mädchen, wie träumend, im Garten umher, mied meinen Bruder, mied Julchen, ja, wich sogar meinem Vater aus; und doch hatte ich nichts

zu denken, so voll auch meine Seele war, voll von einer nie empfundenen Sehnsucht ohne Gegenstand. Ehemals hatte ich bei dem Ausdrucke: „so wohl, und so weh!" immer lachen müssen; und jetzt fühlte ich selbst so etwas. An den Kriegesrath dachte ich wenig; und doch fand ich, so oft ich aus meiner Träumerei erwachte, wenn Jemand mich rief, oder wenn ich ein Geräusch hörte, immer sein Bild vor meiner Seele. Julchen sagte mir gerade auf den Kopf zu: ich wäre verliebt, und zwar in den Vetter Roth. Ich lachte; und doch fühlte ich in meinem Herzen eine heiße Flamme aufschlagen, welche Gluth in meine Wangen trieb. „Woher nun guter Rath, du armes Mädchen!" fuhr Julchen fort. „Aber zu deinem Troste kann ich dir sagen, daß du nicht verliebter in ihn bist, als er in dich."

Ich wußte, was Julchen sagte, war bloßer Scherz; doch wie gern hätte ich sie gefragt: woher weißt du, daß er mich liebt? — Seit diesem Augenblicke hatte meine Sehnsucht einen Gegenstand. Ich wurde mir selbst

deutlich, fühlte mit einer beschämenden Gluth in meinem Inneren, daß Julchen zur Hälfte Recht hatte, und zitterte vor der Heftigkeit meiner Empfindung, die ich mir noch stärker dachte, als sie war. Wie ein geheimes Verbrechen, wie eine stille Schuld, lag mein Leiden auf meinem Gewissen. Ich hatte nicht mehr den Muth, meinem Vater dreist in die Augen zu sehen, und glaubte, der hülflose Raub einer ungehörigen Leidenschaft zu seyn: denn je mehr ich mit seinem Bilde und mit meinem eigenen Herzen kämpfte, desto größer wurden meine geheimen Hoffnungen, daß ich geliebt würde; und unter dem schönen Himmel dieser Hoffnungen wuchs meine Sehnsucht, verstärkte sich meine Empfindung, und wurde mein ängstlich bebendes Herz immer voller von Liebe.

Wilhelm schien mich gar nicht zu bemerken; ich weiß aber gewiß, daß er meine Empfindungen, des Wehes wie des Entzückens, mit mir theilte. Sein Auge heftete sich, strahlend, trunken, wehmüthig, oft auf mich. „O, meine Johanna!" sagte er einmal in einem

einem solchen Augenblick; „auch die weinende, die hoffnungsloseste Liebe ist doch die schönste, die reichste Krone des armen Lebens, das leuchtende Siegel der ewigen Liebe auf dem dunklen Grabe. Das sich im Schmerz verzehrende Herz ist dennoch selig!" Da drückten wir einander die Hände, und es flossen Thränen eines süßeren Schmerzes, als ihn das Leben giebt, über unsere Wangen; aber wir schwiegen Beide.

Wenige Tage nachher reis'te er nach ***. „Vergiß nicht," sagte mein Vater, „den Vetter Roth zu besuchen!" Wilhelm versprach es; Julchen lächelte. Mein Herz schlug ungestüm; denn es waren schon zwei Monathe vergangen, ohne daß ich etwas von ihm gehört hatte. O, wie hoffte ich auf meines Bruders Rückkehr! Er kam, und heftete verstohlen einen wehmüthigen Blick auf mich. Ich wendete mich ab; denn nun wußte ich, daß ich vergessen war.

„Und Roth?" fragte mein Vater.

Ich habe ihn nie recht gesehen; er war beschäftigt, sehr beschäftigt. — Der Ton, wo-

mit Wilhelm das sagte, war so kalt, daß ich nicht begreife, wie Julchen noch unbesonnen fragen konnte: „Und läßt er Hannchen nicht recht sehr grüßen?"

Hannchen? fragte Wilhelm bedeutend. Euch alle!

Da hefteten sich meines Vaters und Julchens Blicke auf mich. Und warum hätte ich ihnen den Anblick meines Herzens entziehen sollen! Meine Augen füllten sich mit sanften Thränen. Ich legte meinen Kopf an des Vaters Brust. Er drückte mich an sich, und sagte zu meinen Geschwistern versichernd: „glaubt mir, daß sind keine Thränen der Reue, nur eines schönen Irrthums in dem jungen Herzen.

Nein, sagte Wilhelm heftiger: Sie thun Johanne'n Unrecht, lieber Vater. Sie hat sich nicht getäuscht, sondern Roth. Schönere, bessere Thränen kann ein Auge nie vergießen.

„Desto besser, meine Kinder!" sagte mein Vater lächelnd, und streichelte mir die Wange.

In diesem Augenblicke stürzte ein Mann in das Zimmer und in des Vaters Arme. Als er seinen Nahmen nannte, war mein Vater trunken vor Freude, ein Jüngling vor Entzücken, seinen ältesten, geliebtesten Jugendfreund in seinen Armen, an seinem Herzen zu haben. Wir drei Kinder aber sahen einander ein wenig verlegen an; denn der Fremde machte die seltsamste Figur, die man nur sehen konnte. Es war ein kleiner Mann mit einem Satyrgesichte und kleinen blitzenden Augen, mit einer runden gelben Perrücke, die, wie eine Schlafmütze, auf allen Seiten recht war; zu rothen Beinkleidern eine grüne Weste und einen hellblauen Rock, und über der Perrücke, anstatt des Hutes, eine große Pelzmütze, die eben in der Mause zu seyn schien.

Das ist ein Bettler, sagte Julchen mir leise in's Ohr, trotz des Vaters Umarmungen. Aber der Vater fühlte sich unbeschreiblich glücklich. „Alte, ehrliche Haut! treue, redliche Seele!" rief er einmal über das

andre; „bist du noch so lustig? noch so treu? noch so ehrlich?"

Als der erste Taumel der trunknen Freude bei meinem Vater vorüber war, erkundigten sich beide Freunde nach den Schicksalen ihres Lebens. „Dein Leben, Bruder Reichard," sagte der Fremde, (alle seine Bewegungen waren dabei schnell, heftig, bedeutend) „seh' ich vor mir" (er zeigte auf uns): „ein glücklicher Vater;" (dann auf die Möbeln im Zimmer): „ein armer Teufel!" (und nun mit dem Ausdrucke einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit die Hand auf meines Vaters Herz legend): „ein guter, ein glücklicher Mensch!"

Und du? und du? fragte mein Vater schnell. Erzähle! Nicht wahr? es ist eingetroffen, was ich vorhersagte!

Der Fremde stand auf, nahm seine Pelzmütze, seine Perrücke ab, und zeigte meinem Vater ein schneeweißes Haar. „Das," sagte er, „hat das Schicksal alt gemacht; das Herz und den Kopf nicht. Bruder, ich suchte in dieser geflickten Welt eine schönere, eine un-

vergänglichere; ich suchte auf dieser rollenden Kugel ein ewig junges Herz, einen Menschen, der, dem Taufbuch und der Zeit zum Trotz, nicht alt, nicht kalt, nicht goldgierig, nicht rangsüchtig würde. Freund, irgendwo muß eine solche Welt, ein solcher Mensch, doch seyn — wenn nicht hier auf diesem großen Maskeraden-Saale, so doch da, wo wir die Fastnachtsmaske abwerfen, hinter dem Grabe."

Mein Vater reichte ihm die Hand, und sagte: Du guter Mensch! Siehst du nun wohl? Aber erzähle! erzähle! — Ich winkte Julchen und Wilhelm, mit mir hinaus zu gehen. Nein, bleibt! sagte der Vater. Was der zu erzählen hat, kann Gott und die ganze Welt hören.

„Das kann sie," sagte der Fremde mit einem Blicke, der so ehrwürdig war, daß er dem Unglauben selbst Vertrauen abgelockt haben würde.

Bist du verheirathet? unterbrach ihn mein Vater.

Der Fremde schüttelte den Kopf, warf

einen Blick auf uns, einen langen, durchdringenden Blick, und sagte: „es giebt Stunden, Bruder, — dieses ist eine davon — wo ich jeden Menschen beneide, wenn er seinem Sohne oder seiner Tochter die Hand reicht; und da hilft mir die Täuschung nicht, die ich mir selbst vormache, daß ich jeden armen Teufel, dem ich eine helfende Hand reichen kann, als mein Kind ansehe. Ich habe mich vielleicht zehnmal zu einem Bettler gemacht, um die Täuschung recht vollständig zu haben; und, Bruder, wenn dann ein Paar Menschen, oder eine ganze Familie um mich her stand, die Augen in Freudenthränen, das Gesicht in Wonne gekleidet, und das vorher trostlose Herz in einen Himmel voll Hoffnung versenkt, und ich nun wußte, daß sie ihr Leben fröhlich fortspinnen konnten, daß ihr Herd wieder Feuer, ihr Tisch wieder eine sättigende Schüssel, ihr Winter ein Bett und warme Kleider, und ihr Geldschränkchen einen Nothpfennig für eine bessere Zukunft hatte: dann sprang ich fröhlich und selig, ohne Geld, ohne ein Haus, ohne

Herd, in die Welt, in den Winter hinein, und fing mein Leben von vorn wieder an, wie ein Jüngling. Ich war oft ein Bettler, um — um — ein Gott zu seyn."

Treue Seele! rief mein Vater; wie immer! So warst du von je her. Gott wird es dir belohnen.

„Und doch habe ich Kinder, und Kinder, die den Vater ernähren," fuhr der Fremde lächelnd und heiter fort: „eine große Menge Kinder. Und kein Vater kann seine Kinder so ausstatten, wie ich! Bonaparte ist ein Bettler gegen mich. Ich besetze nicht allein alle jetzigen Throne mit meinen Kindern, sondern auch die, welche Er, oder das ewige Schicksal, gestürzt hat. Ach, der Tausend! ich muß dir mein Cabinet doch zeigen!" Hier sprang er auf, und ließ einen ungeheuren Wagen auf unsern Hof fahren.

Auf dem Wagen war ein Cabinet von Wachsfiguren. In den acht Tagen, die der seltsame Mann bei uns blieb, zeigte er uns alle nach und nach vor. Es waren die merkwürdigsten Menschen unserer und der frühe-

ren Welt. Er bossirte meinen Vater, und uns drei Geschwister in Wachs, zum Sprechen ähnlich, nur viel zu schön.

Es war seltsam, liebe Marie, daß uns alle ein Schauder überlief, als wir uns selbst sahen — ausgestopfte Puppen mit unsern eigenen Kleidern behängt. Uns Kindern ging es nicht allein so; denn der Vater sagte leise: ich bitte dich, thu die Figuren weg! Mich schaudert vor meiner Gestalt.

„Auch mich!" antwortete er; „aber doch gäbe ich deinen Kopf nicht für alle Schätze der Welt; und — Geld soll er mir noch dazu einbringen! Mir fehlt noch ein finstres Herrengesicht, Philipps II von Spanien. Pfui! Aber für einen Las Casas will ich dich ausmünzen; sein Herz hast du. Was mach' ich aber aus dem ernsthaften Gesichte deines Wilhelms? Das glühende dunkelblaue Auge über der Adlernase — ein Posa soll er seyn!" Wir fragten Alle, wer der Posa wäre. Er erzählte uns, und Wilhelm ließ sich diese Taufe gefallen.

Und ich? fragte Julchen.

„Und du, Köpfchen?" fuhr er fort, und verglich Julchen mit seinem Kopfe von Wachs: „du, mit den hellen Augen voll süßer, verlangender Blicke, mit der aufgebrochenen Rosenknospe von Munde, mit den Grübchen voll Liebe in den lächelnden Wangen? Dir fehlt noch ein üppiger Busen zu einer Maria von Schottland." — Pfui! rief jetzt Wilhelm.

„Oder," fuhr er fort, „könnte ich den Glanz aus ihrem Auge auf mein Wachs zaubern, so wäre sie die fromme Tekla."

Wir fragten wieder, wer die Tekla wäre. „Kennt ihr denn Alle die Heiligen des Tages nicht?" fragte er, und erzählte von Schillers Wallenstein. „Hm, Julchen," fuhr er fort; „ich will alle Deutsche Jünglinge in deine Ketten legen. Dein Bruder soll nicht Posa, sondern Max seyn. Sieh, Bruder, in Eger habe ich nach alten Porträts die Köpfe gemacht, sage ich; und Mädchen und Jünglinge beten deine Kinder an."

Julchen that einen Ehrensprung, und klatschte in die Hände; ihre Wange glühete

vor Freude. Ich empfand etwas Widriges bei dem Gedanken, daß unsere Köpfe ein Schauspiel für Deutschland werden sollten, und Julchens Freude schien mir ein wenig unzart. Und ich? sagte ich schnell. Darf ich für mich selbst wählen? (Er nickte mit dem Kopfe.) So sey, fuhr ich fort, der Kopf mein Kopf! Ich will Johanna bleiben. — „Heilige, bescheidene Seele!" sagte er, und setzte dann eifrig hinzu: „du sollst Johanna bleiben!"

Den Kopf behalte ich! sagte ich. „Hm!" erwiderte er langsam: „doch ja! du behältst ihn."

Nach einigen Tagen, in denen wir ihn äußerst liebgewonnen hatten, reis'te er ab. Er drang meinem Vater sehr reiche Geschenke auf, auch mir. Mich hatte er am liebsten, wie er selbst sagte. Und damit lebe wohl!

6.

***.

Du begreifst nicht, wie meines Vaters Jugendfreund mit seinen Wachsfiguren mitten in meine Liebes- und Heirathsgeschichte springt? — Erinnere dich unsers alten Cantors, der so oft sagte: „Hier rollt ein Sandkorn vom Ufer in's Meer, und tausend Meilen davon erregt es einen Sturm." — Der Fremde gehört wirklich in meine Geschichte.

Ich hatte kaum gemerkt, daß er da war: so sehr beschäftigte mich meine innere Welt, meine Liebe; aber doch war seine Anwesenheit eine Zerstreuung für mich gewesen. Die Gewitterwolke hatte sich schnell über den reinen Himmel unseres Glückes hin gezogen, und die durstende Flur getränkt. In der That, liebe Marie, ich war durch meine Liebe, durch meine Selbsttäuschung, besser geworden. Die Liebe hatte in meinem Herzen eine sanfte, wohlthuende Wärme zurückgelassen, eine fromme Sehnsucht, eine Erhebung aller ihrer Kräfte. Ich hatte aufgehört

ein Kind zu seyn, und war ernster, besonnener, wärmer für das Große im Leben, weicher für die Schwäche. Das nannte ich zwar noch immer: meine Liebe; sie war es aber nicht mehr.

Meines Mannes Gestalt stand noch in meinen Träumen; doch ich träumte seltener. Meine Ruhe, meine Heiterkeit kehrte zurück. Ich fand im nächsten Frühlinge das erste Veilchen, die erste Blüthe; ich hörte die erste Nachtigall. Mein Herz schlug in der Brautzeit der Natur mit neuem, mit höherem Entzücken. Von unserer Höhe hinab, über den See, ertönten unsere fröhlichen Lieder von Uz und Kleist; meine Liebe war nichts als ein schöneres Leben der bräutlichen Natur. Wir waren glücklich, und an den Vetter Roth wurde kaum noch gedacht.

Da kam Wilhelms Geburtstag. O, Marie, als wir den Morgen aufstanden, und die Köpfe zu den Fenstern hinaus steckten, und der Himmel rein wie ein Edelgestein über der blühenden Erde hing; eine laue Luft den Gewürzathem der blühenden Felder und Gär-

ten mir entgegen trug, Millionen lebender Wesen in frohem Tumulte mit den Blüthenblättern in der Luft umher schwammen, und wir nun dem glücklichen Bruder unsere Geschenke brachten, einen Plutarch, ein Reißzeug, den Messias (wir hatten uns arm daran gekauft); und wie er nun da stand, mit zärtlichen Thränen in den Augen über die Erfüllung seiner Wünsche — in den Augen, die er weit öffnete, um die Thränen nicht fließen zu lassen — O, laß meine Blicke lange, lange an diesem Tage einer häuslichen, schön menschlichen Freude hangen! Ich muß in mein Leben zurückblicken, wenn ich solche Thränen, solche Freuden sehen will!

Wie dann endlich um zehn Uhr jenseits auf dem Berge, aus dem Holze, die weißen Kleider der geliebten Karawane von Sardorf hervorbrachen, und es im ganzen Hause ertönte: „sie kommen! sie kommen!" wie wir nun, ohne an die Küche, an die Gasterei zu denken, aus dem Hause an den See hin stürzten, in den Kahn sprangen, ihnen entgegen ruderten, die wehenden Schnupftücher

sahen, ihr Freudengeschrei hörten, und nun in die Arme unserer guten Cousinen und Cousins sanken! — O, Marie, du kennst ja unsere seltenen Festtage! Wir waren so glücklich! —

Der Tag verging wie eine schnelle, schöne Minute. Gegen Abend spielten wir unser: stumme Blindekuh. Gustchen erhaschte mich, und kannte mich an meinen Küssen. Man verband mir die Augen, und Alles um mich her war stumm. Meine Wange glühete vor Freude, mein Herz schlug hoch vor Entzücken. Ich gehe mit ausgebreiteten Armen, einen zu haschen, und höre einen Athemzug. Nun schlage ich meine Arme zusammen, und habe Jemand gehascht, wie ich ganz fest glaube, meinen Bruder Wilhelm. Da höre ich ein lauteres Kichern; doch das macht mich nicht irre: denn, was ich in den Armen halte, hat meines Bruders Gestalt. Ich fange meinen Gesang an:

Ich habe dich,
Ich liebe dich,
Und meine List

Räth, wer du bist!
Zwar bin ich blind;
Doch Blinde sind
Noch klug genug zum Fangen.
Du, küsse meine Wangen!
Einmal! zweimal! dreimal!

Ich wurde geküßt mit heißen, zitternden Lippen. Das machte mich irre. Ich glaubte, der Vetter aus Raseleben, der bei den Alten geblieben war, wollte mich anführen. Das Gekicher wurde immer stärker; doch ich fuhr fort:

An deiner Brust
Lieg' ich voll Lust.
Mein Haupt nur zähl' und wäge
All' deines Herzens Schläge.

Ich legte meine Wange an das Herz meines Gefangenen, und unter ihr pochte es hoch und schnell.

Ich hatte noch immer nichts Arges daraus, und fuhr weiter fort, ob mir gleich der Gehaschte für den Vetter zu schlank schien:

Doch bist du mein,
Und ich bin dein!

Nichts kann und soll dich retten
Aus meiner Hände Ketten!

Ich konnte noch nicht rathen.

Gieb mir die Hand
Zum Unterpfand
Der ewig reinen Treue!

Hier faßte eine weiche zitternde Hand, die, das wußte ich, keinem unter uns gehörte, die meinige. Nun wurde ich verlegen. Ich überging den nächsten Vers, worin ich hätte einen Kuß auf meine Lippen fodern müssen, und hob schnell den letzten an:

Du stumm! ich blind!
Schlag' ein, wir sind
Ein Paar, und du heißt ...

Hier nannte ich meinen Bruder Wilhelm. Da erfolgte ein Lachen, doch ein leises. Ich weiß nicht, wie mir nun auf einmal der Kriegesrath Roth einfiel. Mein Herz fing an zu pochen, und ich empfand, daß meine Wangen glüheten; doch, ich that ganz herzhaft, und sagte: binde auf, Wilhelm! du bist es ja! — Eine zitternde Hand, die ihr Beben

meinem

meinem ganzen Wesen mittheilte, knüpfte mein Tuch vor den Augen los. Ich zitterte, mich umzusehen. Richtig war es der Kriegesrath Roth! Mein Zittern hatte so schnell und so heftig zugenommen, daß ich fast erstarrte, als ich ihn nun wirklich vor mir sah. — Er beugte sich auf meine Hand, küßte sie ehrerbietig, und sagte: „Heilige!" — Man erzählte mir nachher, ich hätte blaß, und starr wie eine Bildsäule, vor ihm gestanden.

Er behielt meine Hand in der seinigen, und ich hörte nichts von allem, was er sprach. Julchen sagte mir, als wir uns niederlegten: er hätte mich „eine Prophetin" genannt. Ich war noch immer wie betäubt, konnte die Nadel nicht finden, die mein Halstuch festhielt, und seufzte schwer. Da kam Julchen, mir zu helfen. Sie legte ihren Kopf an meine Brust, auf welche nun ihre heißen schwesterlichen Thränen flossen, die mich aber nicht aus meinem schweren, schamerfüllten Traume weckten. Ich machte ihr Vorwürfe, harte Vorwürfe, daß sie mir nicht

einen Wink gegeben hätte. Sie weinte jetzt vor Schmerz, und unsre Versöhnung, die bald erfolgte, zerstreuete mich.

Ich werde morgen die Augen nicht gegen ihn aufschlagen können! sagte ich zuletzt mit Schmerz; es ist ein entsetzliches Spiel!

Doch am folgenden Morgen war ich ruhiger. Roth benahm sich unbeschreiblich artig, ich könnte sagen, mit einer beinahe anbetenden Ehrfurcht. So oft er mich unter vier Augen sprach, war er begeistert, und nannte mich immer: „Heilige! Prophetin!" Es war etwas Räthselhaftes in seinem Benehmen, das aber doch — so thöricht eitel sind wir ja! — mein Herz rührte, und meine Seele in eine trunkne Bewegung brachte. Er horchte meinen Lippen jedes Wörtchen ab, als wären es die Sprüche einer Gottheit. Kleine Erzählungen aus meiner Kindheit, wie ich mit dir unsre beiden Lämmer geweidet hätte u. s. w., begeisterten ihn. Ich mußte ihn auf unsern Lieblingsplatz führen, unter die hohe Buche, und er meinte: hier hätte ich die leisen Stimmen

der Geister gehört, und sie verstanden. Ich lächelte, und erzählte ihm, wie ängstlich du, wie muthig ich an schauerlichen Abenden hier gesessen, wie das Säuseln der Buche uns das Seufzen der Geister geschienen hätte. Das nahm er beinahe für Ernst. Kaum konnte ich mich in ihn finden: so befremdete mich die Art seiner Begeisterung!

Aber es war etwas Zartes, etwas Geistiges, etwas Ueberirdisches in seiner Liebe zu mir, das fühlte ich; und so untersuchte ich den Boden nicht, auf dem die himmlische Pflanze seiner Liebe entsprossen war. Sie entflammte mich, sie erhob mein Herz, machte meine Phantasie trunken. Erst jetzt, an seiner Seite, vernahm ich die Stimmen einer schöneren Geisterwelt in meinem vollen Herzen. Ich war längst sein, er längst mein, ehe sein Mund mir noch gesagt hatte, daß er mich liebte.

Endlich, endlich! — Wir saßen am See; die Abendröthe lag glühend über uns, und unter uns, milder, in dem Spiegel der hellen Wasserfläche. Hinter den Weiden schlug die

rothe Flamme des aufgehenden Vollmondes hervor. Die Nachtigallen sangen, und mein Bruder blies auf einem Birkenblatte ein Trauerlied in langsamen, leisen, sanften Tönen.

Meine Hand lag in der seinigen: so schaueten wir, und horchten. Mitten aus diesem überseligen Gefühle meines Lebens brach — ich weiß nicht warum? — die Sehnsucht des Todes hervor, und, von einer Thräne übergossen, hob sich mein Auge zu den Wolken.

„Wonach sucht dein heiliges Auge, mein frommes Mädchen?" fragte er leise. — Nach meinem Grabe! antwortete ich traurig. — „O, stirb nicht! stirb nicht, Geliebte!" und ich lag — ich wußte nicht wie — in seinen Armen, an seiner Brust, an seinen Lippen. Die Nachtigall schlug nun schöner; die Welt lag vor mir in dem Glanz einer schönen Morgenröthe; der Mond war meine Brautfackel. Der Athem seiner zärtlichen Seufzer galt mir für eine schönere Musik, als die zarten Töne meines Bruders. Ich zerfloß un-

ter der Last von Wonne in Thränen. Mein ganzes Wesen, und die ganze Welt rings um mich her, verging in Liebe. O, ich war so glücklich!

Mein Bruder kam. — „Er ist mein! ich bin sein!" rief ich ihm entgegen, froh darüber, daß ich Jemand hatte, der meinem Wesen fremder war, als der Mann, den ich liebte. „So bleich? so erschüttert?" sagte mein Bruder, und heftete die Augen ängstlich auf mein Gesicht. Ich reichte ihm die zitternde Hand; denn ich fühlte mich so ermattet, daß ich nicht aufstehen konnte. In meine Seele hatte sich der Himmel gesenkt, die Unendlichkeit.

Ach, Marie, so liebte ich ihn, so, mit einem vollen, treuen Herzen!

7.

***.

Ich wurde nun seine Frau. Er liebte mich, und liebt mich noch jetzt. Aber — seine

Liebe hatte etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles. Er nannte mich mit Entzücken immer seine Johanna. Seine Freunde bewunderten mich, da ich doch, ehe ich sie kennen lernte, etwas ganz Anderes von ihnen erwartete, als Bewunderung. Ich fühlte mich nicht unbeholfen in den Gesellschaften der Hauptstadt, unter ihren Weibern und Mädchen, ob ich gleich nicht Eine von den Geschicklichkeiten hatte, und so gut wie nichts von dem allen wußte, wodurch sie glänzten. Man sprach nehmlich von Kunst und Natur, von Freiheit und Nothwendigkeit, von Liebe und Religion, vom Fatum, dem eisernen, von Gott und der Welt, daß mein — wie ich schon glaubte, harter — Kopf dadurch ganz irre wurde. Von dem allen wußte ich ja keine Sylbe. So mußte ich mich denn wohl in der demüthigen Beschränktheit meiner reinen, frommen Liebe zu meinem Manne halten; und man ehrte diese Beschränktheit mehr, als ich wußte: man schrieb mir einen tiefen Sinn zu, eine Heiligkeit meines Wesens, eine Glaubens-

fülle, die man als die Krone der schönen Weiblichkeit ansah. Meine natürliche Heiterkeit, meinen frohen Sinn, wenn er mich zu Possen antrieb, nannte man: Kindlichkeit, reine Unschuld, reines Anschauen meiner selbst; und das alles, weil — ich mußte lächeln, als ich es hörte — weil ich einem alten Bilde, das man in St. Remy gefunden hatte, und das ein berühmtes Mädchen, die Jungfrau Johanna von Orleans vorstellte, ähnlich sah. Du kennst wohl nicht ein sehr berühmtes Schauspiel, die Jungfrau von Orleans, wodurch dieses Mädchen zu einem Ideal der weiblichen Heiligkeit geworden ist?

Das war es, warum mich alle Freunde meines Mannes in einem so hohen Grade ehrten.

Ich mußte lachen; aber dennoch war es mir nicht unangenehm, mich so werth gehalten zu sehen, und — diese Idee erhob mich sogar. Ich bestrebte mich, die Reinheit meines Herzens unbefleckt zu erhalten, und hörte es recht gern, wenn mein

Mann mich seine „heilige Johanna“ nannte. Schon mein Nahme — du weißt, daß der Vater und mein Bruder mich immer Johanna nannten — hatte auf meinen Mann, gleich bei seinem ersten Besuche, einen tiefen Eindruck gemacht.

Sieh, Marie, was ein Nahme nicht thut! Auch dein Nahme, Marie, gehört mit zu den heiligen Nahmen des Tages. — Nun, mein Mann sieht das Bild der Jungfrau, findet, daß es mir sehr ähnlich ist, und — ich heiße sogar Johanna. Er eilt zu mir, nennt mich eine Heilige, eine Prophetin, und ich — laufe prophezeiend, als Blindekuh, in seine Arme. Seine Liebe steigt, so hoch sie nur steigen kann, und ich werde seine Frau.

Da hast du die geheime Geschichte unserer Liebe. Ich hatte Lust ein wenig zu maulen, als ich das alles erfuhr; denn, sag' selbst! ist es nicht etwas arg? und könnte ich nicht sagen: mein Mann habe mehr die alte Jungfrau von Orleans geheirathet, als des Pastor Reichards Hannchen? Aber, wenn

ich wieder bedachte, aus welch einem seltsamen Grunde die Liebe oft heranwächst, so wurde ich wieder heiterer. Er liebte mich ja, und ich liebte ihn: das war genug.

Und jene alte Johanna leistete ihrer Nahmensschwester, mir, doch einen großen Dienst. Sie soll, sagte ich lachend, meine Heilige werden, wie sie meines Mannes und aller jungen Männer Heilige ist; denn welche Figur hätte ich hier spielen wollen mit Haller, Gellert, Uz und Kleist! Von Komödien kannte ich gar nichts, als den Terenz, den mir mein Bruder übersetzte, und bei dem er oft vor Scham röther wurde, als hier ein großer Theil der Mädchen bei etwas viel Schlimmerem. Ich kannte den Engel Rafael, den Mahler, nicht, von dem die Mädchen hier alle Augenblick sprechen, von dem sie aber im Grunde wohl so wenig wissen, wie ich von dem Engel.

Kurz, jene Johanna führte mich glücklich und leicht über alle schwierige Stellen in der großen Welt hinweg. Ich schlug, wenn um mich her so gelehrt — „artistisch" sagen sie

hier zuweilen — gesprochen wurde, nur die Augen nieder, und dachte nichts; man nahm das aber für frommen Tiefsinn. Ich liebte meinen Mann, und fand, wie die gute Antiphila im Terenz sagt, in seiner Zufriedenheit meine eigene. So glaubte ich denn, das Muster — Ideal hätte ich schreiben sollen! — einer guten Frau zu seyn; denn mein Vater sagte, als die Stelle im Terenz vorkam: „in diesen Worten zeichnet Antiphila mit Einem Zuge das Bild einer guten Frau."

Ach, gute Marie, wie viel mehr gehört zu einer guten Frau, als das! Wie schrecklich erwachte ich von meiner Täuschung, als meines Mannes Täuschung, ich sey jener Jungfrau Johanna von Orleans ähnlich, zerstört wurde!

Ich selbst zerstörte diesen glücklichen Irrthum. Mein Mann bat mich eines Tages, ich möchte einem Bildhauer sitzen, der meine Büste modelliren sollte. Ich hatte etwas dagegen; denn es schien mir eine Anmaßung, mein Köpfchen mitten unter den Büsten der

berühmten Männer und Frauen aufzustellen, die in unserm großen Eßsaal auf Consolen stehen. Zwar versprach ich es; doch fand ich immer einen Vorwand, es von Einem Tage zum andern aufzuschieben. Ich besuchte meinen Vater. Da fiel mir von ungefähr der Kopf von Wachs, den meines Vaters alter Freund nach mir gemacht und bei uns gelassen hatte, in die Augen. Ich nahm ihn freudig zu mir; denn nun hatte ja mein Mann meinen Kopf, und aufstellen konnte er diesen bunten doch nicht unter den andern von Alabaster oder überzogenem Gips im großen Eßsaale. So that ich ihm seinen Willen, und ich hatte den meinigen. Ich packte meinen Wachskopf vorsichtig ein, als ich nach *** zurückkehrte; und als mein Mann nun einmal aufs neue in mich drang, daß ich dem Bildhauer sitzen möchte, und auch alle seine anwesenden Freunde mich darum baten, holte ich lachend meinen Wachskopf hervor, und sagte: Hier ist mein Kopf. Ich liebe das Zur-Schau-Stellen nicht; denn sonst — fuhr ich lachend fort — hätte ich mich

als eine Königin können in ganz Deutschland sehen lassen.

„Wie so?" fragte man mich erstaunt, und trat neugierig um mich her. Ich erzählte von dem alten Freunde meines Vaters, und seinem Cabinette von Wachsfiguren: daß er unsre Köpfe in Wachs bossirt, und Julchen zur Thekla, Wilhelm zum Max im Wallenstein, und meinen Vater zum Las Casas gemacht hätte.

„Und Sie?" fragte ein Freund meines Mannes, laut auflachend: „Sie, liebe Frau Kriegesräthin, nicht wahr? Sie wurden zu einer Jungfrau von Orleans gemacht."

Um Vergebung, war meine Antwort: ich behielt, wie Sie sehen, meinen Kopf. Der Freund meines Vaters gestand mir auf mein Bitten zu, daß ich für mich selbst wählen könnte. Da sagte ich denn: ich will Johanna bleiben. „Nun ja!" sagte ein Anderer, noch lauter auflachend: „Sie blieben ja Johanna; nur Johanna d'Arc."

Mein Gott, ja! rief ich jetzt, wie aus einem Traume erwachend; ja, ja! Er hat

mich mit einem Wortspiele betrogen! Gewiß! denn — o, jetzt weiß ich es genau — er hat den Kopf noch einmal gemacht: das sagte mir damals meine Schwester Julchen. Aber — welch ein seltsamer Zufall, daß der mich für die Johanna von Orleans ausgiebt, und daß mir das Bild der Johanna aus St. Remy so ähnlich sieht! „Zufall?" sagte ein Dritter lachend: „Zufall? Eben von diesem alten seltsamen Herrn, dem Freunde Ihres Vaters, der mit seinem Wachsfiguren-Cabinet hier war, haben wir ja Alle die Nachricht, daß ein Bild der Johanna in St. Remy vorhanden sey, nach welchem er seine Johanna bossirt habe. Erst hinterher sagte ja der Kriegesrath: er kenne ein Mädchen (Frau Kriegesräthin, er meinte Sie), das der Jungfrau so ähnlich sähe, als ob sie es selbst wäre. Er stand ganze Stunden begeistert, trunken, in Entzücken verloren, vor dieser Wachsfigur. Der alte Herr, der ein chlauer Kopf war — o, lieber Kriegsrath, erzähle doch, wie er dich, wie er uns Alle persifflirte!... Du bist ja bei diesem aller-

liebsten Spaße auf einmal so ernsthaft geworden! Erzähle doch! Ja, Ihr Mann, Frau Kriegesräthin, war alle Tage mehrere Stunden bei den Wachsfiguren. Und — ein Las Casas war da, ein herrlicher alter Kopf, von dem er immer sagte, er liebe ihn mehr, als alle andren Menschen!"

„Hm! ja!" sagte mein Mann verlegen; so ist es, ja. Das war häßlich angeführt! recht sehr häßlich! In der That, die Erdichtung des alten Mannes, daß er den Kopf in St. Remy gemacht habe, hat mich getäuscht."

Aber Julchens und Wilhelms Köpfe, sagte ich, hätten dich, glaube ich, doch auf die Spur bringen müssen.

„Nein, antwortete mein Mann mit finsterer Stirn. Daß Thekla Aehnlichkeit mit der Jungfrau hatte, konnte niemanden auffallen. An Julchen dachte ich nicht, und eben so wenig an Wilhelm. Ueberhaupt habe ich die andern Figuren immer nur flüchtig angesehen. Aber — erzähle doch noch einmal, wann..."

Ich erzählte die ganze Geschichte noch einmal mit den kleinsten Umständen; und nun wurde es freilich gewiß, daß der Alte mich als die Johanna von Orleans in Europa umher schleppte. Ein allgemeines Gelächter, in welches nur mein Mann nicht mit einstimmte, schloß die Unterredung, und an meine Büste von Alabaster wurde nun nicht weiter gedacht.

Dieser kleine lustige Vorfall, über den ich so herzlich lachte — und ich gestehe dir, daß ich eine kleine Schadenfreude darüber hatte; denn wie oft hatten nicht mein Mann und seine Freunde in dem Kopfe eines fröhlichen Landmädchens die unverkennbarsten Züge von Heroismus, heißem Glauben, heiliger Keuschheit und glorreicher Demuth erkannt! und meinem Köpfchen war freilich wohl einige Aehnlichkeit mit der Johanna d'Arc zugestanden worden; aber die Jungfrau blieb denn doch die Jungfrau! — Dieser kleine lustige Vorfall hatte bei dem allen sehr spitzige Dornen, die sich nach und nach in mein Herz drückten.

Es wurde in der Stadt bekannt, daß mein Mann und die andern Herren sich hatten mit der Jungfrau anführen lassen. Die Damen lächelten, spöttelten; und damit wäre es zu Ende gewesen, wenn mein Mann nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, mehr als Einmal, in jeder Gesellschaft, zu sagen: über mein Gesicht würde sich die Jungfrau von Orleans nicht zu beklagen gehabt haben, und der Alte mit seinem Cabinet hätte sehr wohl gewußt, wie eine Johanna d'Arc aussehen müsse. Es war Nothwehr, daß er so etwas sagte; denn alle Mädchen fielen ihn mit witzigen und unwitzigen Einfällen an. Daß ich mir auf sein Compliment nichts einbildete, wirst du mir wohl zutrauen.

Nun aber höre das Allerseltsamste bei der Sache! Ein junger, sehr edler Mann hatte das Cabinet von Wachsfiguren eben so oft gesehen, wie mein Mann, und es wurde ihm Schuld gegeben, daß er sich in Thekla's frommes, treues, liebestrahlendes, Wachsgesicht vergafft hätte. Er läßt sich den Kopf

kopiren, stellt ihn in seinem Studierzimmer auf, sieht darin das Ideal einer hoffnungslosen Liebe, erfährt jetzt, daß das Urbild dieses Kopfes noch in der Welt und ein junges Mädchen ist, wirft sich zu Pferde, reitet nach unserm Dorfe, sieht Julchen in der Kirche, erkennt in ihr seine Thekla, kommt zu mir und meinem Manne (von dem er nur ein weitläuftiger Bekannter war), und entdeckt uns seine Liebe.

Kennen Sie denn meine Schwester? frage ich.

„Ja, ich habe sie gesehen, vorgestern zum ersten Mal; aber — ich liebe sie schon seit zwei Jahren."

Wie! das ist ja unmöglich! rief ich erstaunt.

„Ich sah sie als Thekla; aber ich danke dem Himmel, daß sie nicht Thekla ist, daß sie lebt!" —

Kurz, Julchen kam, und nach sechs Wochen war sie die Frau eines Mannes, der sie seit zwei Jahren liebte, ohne zu wissen, daß sie in der Welt existirte, und seine glückliche

Frau; denn er denkt nie an Thekla, wenn er sie in seinen Armen hält.

Für den armen Wilhelm will sich nichts finden, ob ich gleich ein Paar Mädchen kenne, die ganz verstohlen dem treuen Max im Vorübergehen vor seiner leblosen Gestalt eine Blume von dem Busen zugeworfen haben.

Mir wurde es so gut nicht, wie Julchen. Mein Mann zog mir durch seine Behauptung, die edle, heilige Johanna müsse mir ähnlich gewesen seyn, den Haß der Damen zu. Je mehr er sich bemühete, Aehnlichkeiten zwischen mir und dem Mädchen, das ich vorgestellt hatte, zu finden: desto mehr bemüheten sie sich, die Verschiedenheit zwischen uns in das grellste Licht zu stellen.

Auf einmal war ich nun ein ganz einfältiges Landmädchen, das wohl daran gethan haben würde, wenn es zwischen seinen Gänseblümchen geblieben wäre; auf einmal sah man, daß ich nicht Ein Talent, nicht Eine Kunstfertigkeit hatte; auf einmal war mein Schweigen nun nicht mehr ein tiefer

Sinn, sondern die Blödigkeit eines unwissenden Landmädchens, das nichts Schickliches zu sagen weiß. Mein Frohsinn galt nicht mehr für Kindlichkeit, sondern für Hochmuth, oder doch wenigstens für eine ungesittete Wildheit. Ich durfte nicht mehr in das Theater kommen, wenn die Jungfrau von Orleans gegeben wurde. Julchen ging in den Wallenstein, und sah die Thekla ganz ruhig, weil ihr Mann so klug gewesen war, zu verschweigen, wie vielen Antheil Thekla an seiner Heirath gehabt hatte.

Alles war nun auf einmal anders. Selbst mein Mann, so sehr er mich auch liebt — ja! er liebt mich gewiß, Marie! — selbst mein Mann fand, daß mir zu einer Frau, wie er sie sich gedacht hätte, doch sehr viel fehlte. Und was denn? was denn? Das eben war mein Leiden; denn nach gerade fing ich doch an zu bemerken, daß hinter den großen Worten: „Kunst, Schönheit, schöne Form, Reinheit des Gemüths, Freiheit, Vollendung ꝛc. ꝛc.," die wie Schneeflocken von den Lippen seiner Freunde und

meiner Freundinnen flogen, im Grunde nicht viel mehr war, als Luft; und nie konnte ich es über mich gewinnen, diese Worte nachzuplaudern. Ich fing ferner an zu bemerken, daß die Kunstfertigkeiten der meisten Mädchen selten etwas mehr waren, als eine Prahlerei. Eine Sonate von Beethoven oder Clementi den Fingern sechs Monathe hindurch mühsam eingezwungen, um einen Abend damit zu prunken! Heimlich aber war ihnen ein elender Walzer mehr, als aller Zauber der schönsten Musik, die mein Herz mit einer stummen Sehnsucht, und meine Augen mit unbemerkten Thränen füllte. Oder da liessen sie sich für eine Zeichnung bewundern, die ihr Lehrer gemacht hatte, und dergleichen Armseligkeiten mehr.

Doch diese Armseligkeiten — ach, liebe Marie! — haben die Ruhe aus meiner Brust verbannt.

8.

***.

Mein Mann ist der edelste, großmüthigste Mann, und würde auch der einfachste, glücklichste seyn, wenn ihn nicht — der Himmel mag wissen, welch ein Zauber an gewisse Ideen geheftet hätte, die für jede Phantasie verführerisch genug seyn mögen, die sich durch einen Anschein von mystischer Frömmigkeit leicht eines arglosen, verlangenden Herzens bemächtigen können, und die dennoch — seltsam genug! — eine gewisse Zügellosigkeit der Sitten vertheidigen.

Man wirft die ganze bürgerliche Einrichtung, als etwas Gemeines, als despotische Beschränkung des Geistes, weg. Nur Geist darf den Geist beherrschen; nur innere Vollendung des Seyns ist Pflicht, ist Bestimmung. In unendliche Farben ist das Licht der Natur gebrochen; jeden Farbenstrahl rein in sich darzustellen, die ganze Natur in sich abzuspiegeln, ist Gesetz, dem die Ruhe,

die Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens, in seiner schlechten Gemeinheit, wie ein feindseliger zerstörender Geist, beschränkend entgegen tritt. Alles Schöne ist gut; und das Unbeschränkte ist schön.

So klingen die Locktöne des Vogelstellers. Bei den Alten war Freiheit des Geistes. Die junge Phantasie faßt mit wilder Heftigkeit diese Ideen. Sie geben der inneren Sehnsucht nach Freiheit bei der Jugend Sprache; geben ihren edelsten Leidenschaften, der Ehrbegierde, der Liebe, der Großmuth, der Gerechtigkeit die ungeheuren Schwingen eines Adlers, der sich zu dem ewigen Lichte der Sonne empor hebt. Was ist edler, als kein Gesetz anerkennen, außer dem selbstgewählten einer freien Tugend!

Diese Ideen sprechen das Herz in so reinen, so schönen Tönen an: was Wunder, daß viele Herzen sie ergreifen!

Ich bin nicht blind gegen das Gute, wo ich es auch finde. Das Schlimme ist nur, daß der gemeine Menschenverstand, der an die Alltagswelt gekettet ist, sich so leicht ver-

greift, und mit freier Wahl, oder nach der Begierde des gegenwärtigen Augenblickes, sich sein eigenes Gesetz der Tugend macht, das bürgerliche Leben mit allem seinem Guten von sich stößt, und in wilder Phantasie Zügellosigkeit Freiheit, heiße Begierde Natur, und Fertigkeit im Laster Vollendung nennt.

Das habe ich aus mehreren Gesprächen meines Mannes mit meinem edlen, guten Schwager, der die alte Moral mit allen ihren Fehlern darum in Schutz nimmt, weil sie ein vollendetes System ausmacht, weil sie dem Leben, wie es jetzt ist, und dem Herzen entspricht, wenn auch die Spekulation den Grundsatz, auf dem sie beruhet, tadeln könnte.

Ach, Marie! was kümmert mich am Ende diese ganze Untersuchung, die, glaube ich wohl, feiner seyn mag, als das feinste Gewebe unseres Gehirns! Aber es schmerzt mich, daß mein edler Mann das Spiel von einem Paar — Thoren, oder — Betriegern, oder — ich will niemanden Unrecht thun —

von einem Paar fanatischen Philosophen dieses Schlages ist.

9.

***.

„Du nimmst die Sache zu hoch!“ schreibst du: „laß ihn doch!“

O, meine gute Marie! mir vergiftet, zernagt, der bitterste, heimlichste aller Schmerzen die Seele. Man entwendet mir seine Liebe; man zertrümmert mein Glück und das seinige. Wir stehen an einem Abgrunde, auf einem Boden, der schon nachgiebt, der unter unsern Füßen zittert und bricht; und ich soll lächeln, soll ihn lassen, soll nicht meine Arme um ihn legen und ihn zurückhalten? O, so höre, was in meinem Herzen, wie in einem stummen Grabe, verschlossen war! Höre den Gram der unglücklichsten unter allen Frauen! Der unglücklichsten? Nein; denn er liebt mich: sein Herz verkennt

mich nicht, und hat mich noch keinen Augenblick verkannt.

Lenzner, — so heißt meines Mannes vertrautester Freund, und der kalte Würgengel unseres Glückes — ist ein schöner Mann, bis auf einen lauernden Zug in seinem Gesichte, das dadurch sehr häßlich wird. Erst spät sah ich diesen Zug, der ganz unfehlbar Bösartigkeit anzeigt. Er empfing mich kalt, kälter als jeder andre Freund meines Mannes, und nahm es sich sogar nicht übel, selbst in meiner Gegenwart, über meines Mannes Heirath zu spötteln. Ich bemerkte sogleich, welche Gewalt sich dieser Mensch über meines Mannes Geist verschafft hat. — Es wäre mir im Anfange unserer Ehe vielleicht nicht schwer gewesen, ihn zu entfernen; und mich dünkt, ich hätte das thun sollen: denn ich wurde gewarnt.

Ein alter Bedienter, den mein Mann noch von seinem Vater her hat, mit einem Gesichte voll der redlichsten Treuherzigkeit, dem die vielen Jahre, die er im Hause gewesen ist, das Recht gegeben haben, zuweilen mit-

zureden — dieser redliche alte Mann wurde von mir natürlicher Weise mit ausgezeichneter Güte behandelt. Ich ließ mir ungern die gewöhnlichen Dienste von ihm leisten, und behandelte ihn mit einem Vertrauen, das mir so natürlich gewesen seyn würde, auch wenn mein Mann ihn mir nicht empfohlen gehabt hätte. Er war in meinem Zimmer bei einer Arbeit, die er im Sitzen verrichten konnte. Setze Er Sich doch, guter Jakob! sagte ich freundlich, und brachte ihm einen Stuhl. Ich erkundigte mich nach seinen Umständen, erfuhr, daß er Kinder hätte, fragte nach seinen Absichten mit denselben, äußerte Theilnahme an ihnen, und ließ seine Tochter, ein sehr liebes Mädchen, sogleich als Jungfer in meine Dienste treten.

Als der Vater sie mir brachte, empfing ich sie mit freundlicher Güte, mit Vertrauen. Der alte Mann trocknete sich die Augen, näherte sich einen Schritt, und sagte mit gutherziger Heftigkeit: „Sie sind ein guter Engel des Himmels!... Gott gebe, daß alles so bleibt!" setzte er hinzu. „Aber"

— er näherte sich mir zitternd — „Hüten Sie Sich vor Herrn Lenzner!"

Dieses Vertrauen war mir widrig. Jakob! sagte ich ernst: nicht ein Wort von den Freunden seines Herrn!

„Ich weiß, Frau Kriegesräthin, was mir altem Manne zukommt, und überhebe mich gewiß nicht. Aber Ihre Güte... Glauben Sie mir, Herr Lenzner ist ein böser Mensch, den Niemand so kennt, wie ich. Er..."

Geh' Er sogleich, Jakob! sagte ich unwillig; und wage Er so etwas nicht wieder!

Er verbeugte sich und ging, den Kopf schüttelnd, und das fromme Auge zum Himmel wendend.

Nach einigen Wochen war der alte Jakob geschäftig um mich her. „Sie haben mir verboten, zu reden," hob er auf einmal an, und näherte sich mir mit einer sonderbaren Heftigkeit. „Fragen Sie das ganze Haus, Frau Kriegesräthin — Sie werden von Jedermann hören: Jakob ist stumm, wie das Grab. Aber hier will ich reden, hier muß ich! Hören Sie mich an; denn es betrifft das

Wohl des Herrn. Klatscherei ist es nicht, wahrhaftig nicht.“

Ich sah ihn scharf an, und fragte sehr ernst: was will Er?

„Sie noch einmal vor Herrn Lenzner warnen. Der Mann ist hochmüthig auf seinen Verstand, und unversöhnlich, wenn er beleidigt ist, weil es ihm ganz an einem Herzen fehlt. Jetzt könnten Sie diesen bösen Geist noch bannen, wenn Sie wollten. Der Herr, glauben Sie mir, ist in schlimmen Händen, in recht sehr schlimmen!“ — Dabei standen dem alten Manne Thränen in den Augen. Ich hätte ihm unmöglich etwas Hartes sagen können, und wenn ich auch dazu geneigt gewesen wäre.

Sey er unbesorgt, guter Jakob! Sein Herr ist ein guter, sehr edler Mann. Das wird sich wohl geben.

Er schüttelte wieder den Kopf. Da sagte ich ihm sehr gütig, doch sehr ernst, daß ich über die Freunde meines Mannes durchaus kein Wort mehr von ihm hören wollte.

Zwar trauete ich Lenznern nicht ganz;

aber doch hielt ich des alten Jakobs Besorgnisse für übertrieben.

Lenzner behandelte mich Anfangs sehr freimüthig, doch mit Vorsicht. Er suchte meine Gesellschaft nicht, und vermied sie eben so wenig. Wenn von der Jungfrau von Orleans und meiner Aehnlichkeit mit ihr die Rede war, lächelte er, äußerte sich aber nie darüber. Er war mir sogar nützlich, ohne es seyn zu wollen: er charakterisirte mir im zufälligsten Gespräch unsern Umgang so genau und so richtig, daß ich wohl sah, er kannte die Leute besser, als jeder Andre. Zuweilen gab er mir einen Wink über mein Benehmen, und er hatte jedes Mal Recht. Er interessirte sich für mich am allermeisten, ohne daß es schien, als ob das der Fall wäre. Ich hatte in manchen Augenblicken Lust, ihn für meinen Freund zu halten: so anspruchlos nützlich wurde er mir.

Jakobs Warnungen blieben nicht ohne alle Wirkung. Doch ich dachte: nun wohl! er hat eine hohe Meinung von seinem Verstande; aber — hat er denn nicht Verstand?

Man vertraue ihm, man achte ihn, so hat man ihm die Waffen genommen, die ihn so furchtbar machen. Diesem Gedanken gemäß, zeigte ich ihm Vertrauen, Achtung, und erreichte meinen Zweck vollkommen. Jetzt verdiente er auch mein Vertrauen und meine Achtung. Er ist in der That ein sehr geistreicher Mann; seine Gespräche waren immer belehrend für mich, oder doch gewiß unterhaltend. Ich gewöhnte mich an seine Besuche, und wünschte sie sogar, ob ich gleich einsah, wie fürchterlich dieser Mann durch seine besonnene Kälte werden mußte, wenn er gefürchtet seyn wollte. Er fing nun an über die weiche, oder weichliche Empfindsamkeit zu spötteln, und sagte einmal: „die Menschen werden noch machen, daß ich keiner Thräne mehr traue." Er spöttelte über die Jungfrau von Orleans, und hielt mir dabei, kaum merklich, eine sehr feine Lobrede auf meine Heiterkeit, auf meinen geraden, gesunden Sinn, die ich doch unmöglich übel nehmen konnte. Sein Spott hatte oft so viel gute Laune, daß ich laut darüber gelacht haben würde, wenn er

auch nicht eine Lächerlichkeit getroffen hätte, die ich so sehr haßte, nehmlich den falschen Enthusiasmus für die Kunst.

Dessen ungeachtet wurde ich aber immer mehr überzeugt, daß es ihm gänzlich an aller Wärme für das Edle und Große fehlte. Daher war mir denn in seiner Gesellschaft nie ganz wohl, selbst in seinen besseren Stunden nicht. Er näherte sich mir immer mehr, und sagte mir unter andern, daß er vom Anfange an meinen feinen, richtigen Takt, meinen geraden Sinn geschätzt hätte, der alle Umwege verschmähe, sich über alle Vorurtheile wegsetze, und allen, auch den glänzendsten, Schein gegen die Wahrheit und das Gute nicht achte. „Das ist eben nicht sehr viel," setzte er lächelnd hinzu: „ein bloßer Instinkt, der bei tausend Menschen nicht einmal zur Einsicht wird; doch keine Einsicht, kein Wissen, kann diesen Instinkt ersetzen." Er gab mir zu verstehen, daß mein Verstand mehr wäre, als bloßer Instinkt.

Ich glaube, nächst der Schönheit hören wir von einem feinen Manne nichts mit

mehr Vergnügen loben, als unsern Verstand; und Lenzner gab mir immer deutlicher, immer schmeichelhafter zu verstehen, daß ich Vorzüge vor vielen andern Weibern hätte. O, welche kindische Geschöpfe sind wir! Die Eitelkeit — in der That, sonst nichts; denn ich fühlte immer eine gewisse Abneigung gegen ihn — die Eitelkeit, daß ich den Ruhm, eine wirklich geistreiche Frau zu seyn, nicht bei ihm einbüßen wollte, jagte mich in alle seine Fallen. Er trauete mir Verstand genug zu, „mich über die Armseligkeiten meines Geschlechtes, meiner Lage, erheben zu können;" und ich Thörin nickte dazu freundlich mit dem Kopfe, und war entschlossen, noch mehr Verstand zu haben, als er mir zutrauete.

Endlich mußte ich aber doch die Netze bemerken, in die seine List mich treiben wollte. Anfangs entschuldigte er die Untreue eines Weibes (darüber erschrak ich); dann bespöttelte er die Tugend einer Frau, welche über eine erwachende Liebe gesiegt hatte.

Wie so? fragte ich erstaunt.

Er lächelte zweideutig. „Jeder Sieg über

sich

sich selbst ist etwas Großes, sagte er; aber denken Sie doch an den Mann! wie wenig verdient der den Kampf um seinetwillen. Der Preis des Sieges muß doch etwas seyn. Ich habe nichts dawider, daß eine Frau, die als Sklavin dem Manne hingegeben zu seyn glaubt, ihm das Opfer einer oft verlachten, verspotteten Treue bringt. Aber — was ist denn die Liebe? Ich möchte lieber die Treue einer geliebten Frau verlieren, als ihre Liebe. Ist Untreue ein Verbrechen, so ist die Liebe zu einem fremden Manne ein noch größeres. Wie inkonsequent! Ich achte die Heiligkeit der Ehen; aber ich würde schwerlich in den Fall kommen, ein anderes Weib zu lieben, als mein eigenes. Liebte ich es, und wäre ruhig, so... Ich hasse sonst nichts, als die Heuchelei, und wäre sie auch nur eine fromme Dummheit."

Sieh, auf solchen krummen Wegen suchte sich dieser Mensch meinem Herzen zu nähern. Ich erschrak und zitterte; denn ich kam auf die Vermuthung, daß er glaubte, ich wäre

in ihn verliebt. Mein Abscheu vor ihm wurde nun schnell so groß, daß ich kaum in seiner Gesellschaft ausdauern konnte. Doch die finstern, kalten und lauernden Blicke, die er jetzt auf mich warf, und sein boshaftes Lächeln machten mich furchtsam. Ich hoffte, die Art von Verbindung, worin ich mit ihm stand, behutsam und sanft lösen zu können. Auch war ich viel zu heiter, viel zu fröhlich, um ihn so genau zu beobachten, wie ich es hätte thun sollen.

Das mußte meinem Benehmen gegen ihn etwas Ungewisses geben, worauf er seine Hoffnung, zu siegen, gründete. Er glaubte, mich schon in seinem Netze zu haben; denn er wurde kühner, zutraulicher, sogar verwegen. Ich durchsah das Ungeheuer, und zeigte ihm jetzt meinen ganzen Abscheu. Natürlicher Weise mußte ich nun seine Rache erwarten; doch nein! Er lächelte, zog sich ruhig zurück, und behandelte mich mit der ersten, freundschaftliche Achtung verratheuden, Auszeichnung.

Jetzt wagte ich es, meinem Manne einen

Wink über den Charakter seines Freundes zu geben. Sein Auge wurde finster, und seine Stirn kraus. So blickte er lange vor sich nieder; dann nahm er lächelnd meine Hand, und sagte leicht: „Johanna, man muß nicht jeden Menschen beurtheilen wollen! Bei manchen riesenhaften Geistern fehlt uns nur der Maßstab, um einzusehen, daß sie reine Harmonie sind. Ich kenne Lenznern mehrere Jahre, du kaum eben so viele Monathe. Er mag Grundsätze haben, über die du freilich erschrecken mußt; aber du würdest sie kindlich finden, wenn du ihn näher kenntest. Soll denn Jeder seyn, wie Alle? Ist nicht die Natur unendlich mannichfaltig? Er achtet deine heilige Natur; kannst du denn nun seine naive, alt-Griechische, nicht ertragen? Laß ihn doch!" —

Lenzners Herrschaft über meinen Mann war allzu fest; er hielt diesen bei den unzerreißlichen Banden der feinsten Schmeichelei, die sogar die Maske der Grobheit vornahm, um desto sicherer zu täuschen. Ich fühlte, daß meine Versuche, diesen Menschen von

meinem Manne zu entfernen, mißlingen mußten, und überließ mich meiner Unschuld, der Zeit und dem Zufalle.

10.

***.

In diese Periode fiel die Entdeckung, daß die vermeinte Jungfrau von Orleans nach meinem Kopfe bossirt war. Das hatte einen tiefen Eindruck auf meinen Mann gemacht, und keinen angenehmen. Wer am meisten darüber spottete, und doch durch seine Spöttereien nichts bei meinem Manne verlor, war Lenzner; denn er wußte Mittel, selbst den bittersten Spott zu einer Schmeichelei für meinen Mann zu machen. Er hatte immer den Anschein des freundschaftlichen Vertrauens zu mir behalten. Lächelnd sagte er mir in seinem leichten Tone, als unter uns die Rede von der Johanna d'Arc und meinem Wachskopfe war: „Sie müssen Sich

ein neues Verdienst um Ihren Mann erwerben." (Ich lächelte.) „Das meine ich sehr ernstlich. Oft hängt das Glück des Lebens an Spinngeweben; und, so lächerlich Sie auch Ihres Mannes Grille finden könnten, so liegt doch etwas sehr Ehrwürdiges dabei zum Grunde. Der schöne Wachskopf da hat viel zerstört!" — Er hatte nicht Unrecht; es verdroß mich, daß mein Mann die Posse so ernsthaft nahm, wobei sich meine Eitelkeit eben nicht wohl befand. Ich sah indeß, wie der verächtliche Mensch sein Netz wieder nach mir auswarf, wie er mir so fein zu verstehen geben wollte, daß mein Mann nur sein Ideal in mir geliebt hätte. Da ich schwieg, so fuhr er fort: „Und wie leicht sind diese dünnen, schwachen Fädchen, die ein Zufall zerriß, wieder durch andere, eben so schwache, angeknüpft!"

Welche meinen Sie, Herr Lenzner? fragte ich leicht, und besah lachend den Kopf, obgleich mein Herz nichts weniger als leicht war.

„Welche? Wenn Ihr Lachen Ihnen von

Herzen geht, liebe Frau Kriegesräthin, so wissen Sie die Sache in der That zu nehmen, wie man alles nehmen sollte. Denn am Ende — sagen Sie mir: welche Liebe hängt denn wohl an stärkeren, edleren Fäden!"

Nun, schon meines Mannes Liebe: das weiß ich gewiß. Lassen Sie das Mädchen von Orleans so vielen Antheil an seiner Liebe zu mir gehabt haben, als Sie wollen; jetzt ist das nicht mehr, jetzt gewiß nicht. Er liebt mich, mich selbst, trotz allen heiligen Jungfrauen, die es jemals gegeben hat.

„Das kann niemand tiefer fühlen und richtiger wissen, als ich, Ihr und sein Freund. Aber doch, dünkt mich, sollte eine Frau kein Theilchen von der Liebe ihres Mannes aufopfern, keine Blume aus diesem Kranze ihres Glückes zerreißen lassen; denn — kann sie sagen, ob nicht gerade die abgerissene Blume unter allen zuletzt verwelkt seyn würde?"

Und was meinen Sie, daß ich thun soll?

fragte ich, kalt und finster; denn — hatte er nicht wieder Recht?

„Wie leicht sind ein Paar O! ein Paar Ha! angebracht! — Wenn Sie wüßten, meine Liebe, wie gut eine kleine Begeisterung Ihnen steht, so würde schon Ihr weiblicher Sinn Sie reitzen, bei der Begeisterung Ihres Mannes für Kunst und Wissenschaft nicht so kalt, so ohne Theilnahme, dazustehen! Wie leicht wäre es Ihnen, ein Paar Kunstwörter anzubringen, bei Ihrem Geiste, dem die Kunst selbst so leicht seyn würde! Ihr Mann liebt — nun ja, vielleicht allzu sehr — die Gesellschaft, das Glänzende, die Eleganz, die Freuden der Geselligkeit. Sie wurden in einem engeren, schönern, genußreicheren Kreise der Natur, des wahren ungekünstelten Gefühls, erzogen, und achten nichts, als was Sie fassen, was Sie anschauen; Sie wollen Wahrheit. Das nun wären die Fäden, mit welchen die Liebe fest geknüpft werden könnte."

„Die Liebe wohl nicht; an einen Betrug, er sey auch noch so klein, läßt sich di-

Wahrheit nicht knüpfen. Und meine Liebe ist Wahrheit. Uebrigens ist mein Mann Herr in seinem Hause; ich werde seine Wünsche gern erfüllen, wenn es wirklich seine Wünsche sind.

Er lächelte. „Es sind seine Wünsche, liebe Kriegsräthin, und es wird Ihnen nützlich seyn, sie zu erfüllen." —

Ich will sie erfüllen, Marie; ich will: das ist der übelste Streich, den ich meinem Spitzbuben spielen kann. Ihm ist gar nicht damit gedient, daß ich die Wünsche, die Er meinem Manne eingeredet hat, erfülle; denn dieser Heuchler hatte schon mehrere Mal recht listige Versuche gemacht, mich zu überreden, daß meines Mannes Liebe weiter nichts sey, als eine egoistische Eitelkeit. Aber es wird dem Bösewicht nie gelingen, mir einzuschwatzen, daß ich meines Mannes Liebe nicht hätte; eben so wenig, wie meines Mannes Herz von mir zu entfernen, womit er jetzt umgeht.

Mein Mann hat mich wirklich gebeten, Musik, Zeichnen und Französisch zu lernen.

„Liebes Kind,“ sagte er (jetzt nennt er mich nicht mehr so oft, wie sonst, Johanna) „man muß glänzen können in der Welt, wenn man auch den Glanz verachtet!“

Ich verachte ihn ja nicht, erwiederte ich; vielmehr ehre ich die Talente, die mir fehlen. Aber, lieber Mann, vergiß nur in keinem Augenblicke unseres Lebens, daß ich dich innig, unendlich liebe. — Meine Augen standen bei diesen Worten voll Thränen. Ich war tief erschüttert; denn ich sah Lenznern, diesen feindseligen Geist, neben meinem mir so theuren Manne stehen. — Ich warf mich in seine Arme. Er umfaßte mich, und drückte mich wieder herzlich an seine Brust. „Nein, Johanna,“ sagte er in überwallender Liebe; „wenn es dir Mühe macht, so laß es. Dein Herz kennt ja die Sprache, welche ewig dauert und allenthalben verstanden wird: die Sprache der Liebe; und in deiner Seele ist ja die schönste Musik der Liebe, der Treue.“ Er nahm mich auf seine Kniee. Wäre der Bösewicht gerade zugegen gewesen, er hätte verzweifeln müssen!

Seitdem, liebe Marie, bin ich vom frühen Morgen an beschäftigt, seine Wünsche zu erfüllen. Ich zeichne, spiele das Fortepiano, lerne Französisch. Die Liebe ist meine Lehrerin, und häusliches Glück der Lohn meines Fleißes. Kein Wunder also, daß meine Lehrer über meine Fortschritte erstaunen. Sie wissen nicht, für welchen Preis ich mich so anstrenge! Mein Mann weiß von dem allen fast gar nichts, und ich habe meine Lehrer gebeten, mich nicht wegen meiner Fortschritte gegen ihn zu loben. Sonst war ich, wenn er keine Geschäfte hatte, viel bei ihm; jetzt bleibe ich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, den ganzen Vormittag allein auf meinem Zimmer. Wie wird er sich freuen, wenn ich ihm zeige, was meine Liebe zu ihm für Wunder gethan hat!

Lenzner lächelt. Wir haben Gesellschaft, oft Gesellschaft. Nun, man gewöhnt sich auch daran, obgleich mein voriges Leben viel genußreicher war. Und doch, wenn ich bedenke, daß Lenzner — o, dieser fürchter-

liche Mensch! — noch nie einen Plan unausgeführt gelassen hat, daß er, wie ich jetzt dem alten Jakob gern glaube, wohl fähig wäre, mit einer lächelnden Kälte einen Menschen zu verderben, wenn es seinem Plane zu Statten käme; wenn ich sehe — Marie! an den funkelnden Blicken, die er verstohlen auf mich wirft, aus denen die wilde Begierde, die Leidenschaft, die Wollust, verderbend hervorblitzt, — wenn ich sehe, daß ich der Gegenstand seiner empörten, seiner einzigen Leidenschaft bin: so zittre ich — nicht für mich; dieser Elende hat sein Spiel bei mir verloren! — so zittre ich, daß es ihm dennoch gelingen könnte, das arglose Herz meines Mannes mit seinem Gifte anzustecken.

Ich habe es mehrere Male versucht, meinen Mann nur aufmerksam auf ihn zu machen; doch vergebens! er lächelt, drückt mir die Hand, und sagte mir noch vor Kurzem: „ich hörte auf, an mich zu glauben, und an dich, meine Geliebte, wenn ich nicht mehr an Lenzner glauben könnte. Sein

Geist steht fest und rein über der Welt, über dem Leben, über der Zeit. Was du für Flecken an ihm hältst, das sind die trüben Dünste, die tief unter ihm schwimmen und dir seine reine Gestalt verbergen. Ich bitte dich, schweig davon!"

Was kann ich nun weiter sagen, was thun?

11.

***

Ich lese eine höllische Freude in Lenzners Gesichte; ich sehe einen teuflischen Triumph auf seiner stolzen, eisernen Stirn glänzen. Und mein Mann? Es geht in seinem Inneren etwas vor, das er mir verbirgt. Beinahe könnte ich glauben, er liebe mich jetzt noch zärtlicher, als ehemals; er liebe mich mit der schmerzlich-süßen Unruhe eines Liebhabers. Alle meine Wünsche horcht er mir ab, und sie sind erfüllt, ehe ich noch ahnde, daß er sie weiß. Er hängt mit unruhigen

Blicken an meinen Augen; und wenn ich ihm um den Hals falle, so erdrückt er mich fast mit seinen heftigen Umarmungen. Bald schenkt er mir ein Kleid, bald theuren Schmuck, oder sonst etwas. Er feiert meinen Nahmenstag, den Tag meiner Geburt, unserer ersten Bekanntschaft, unserer Hochzeit, mit kostbaren Festen, deren Königin ich bin; und dennoch zittre ich vor dieser Liebe, wie vor der erblassenden Wange, der gerunzelten Stirn, den niedergeschlagenen, erloschenen, erstarrten Augen der Schuld.

Er liebt mich, Marie! gewiß, er liebt mich! Schlüge er auch sein Auge tiefer nieder, als die siebenmal siebenfache Schande: er liebt mich! Und übergösse der Anblick seiner treuen, schuldlosen Frau sein Gesicht mit der kalten, ewigen Blässe des Marmors: er liebt mich! Und hätte die Schuld siebenmal tiefere, ernstere Furchen auf seine Stirn gepflügt: er liebt mich! Aber — neben der reinen, schneeweißen, duftenden Blume seiner Liebe hat jener seelenlose Betrieger eine giftige, brennende, stinkende Pflanze hin-

gesteckt, ihm eine Lüge, eine Verläumdung, eine Schuld, in die Brust voll Wahrheit gegossen. Ich zittre; doch nicht vor meinem Mann. An seinem Herzen will ich einschlummern, wie ein Säugling an der vollen, nährenden, gesunden Brust seiner Mutter.

Was ist es? frage ich mich; was kann es seyn? Jakob schlägt die Augen nieder, seufzt, spricht in abgebrochenen Worten, stokkend, wirft jammernde Blicke auf mich, denen nur Thränen fehlen, damit ich ausrufen könnte: o wehe mir! wehe! Sonst sagte mir der treue alte Mann alles, sogar seine Träume; jetzt flieht sein Blick vor dem meinigen, als wäre er in einer Verschwörnng gegen mich, die mir mein Leben, und mehr als mein Leben, die Liebe meines Mannes, kosten sollte; als wäre ich zum Tode bestimmt, und es könnte nichts mich retten. Irgend eine Lüge, eine Betriegerei, nagt in der Brust meines Mannes, und frißt, wie eine giftige Blatter, die Blumenwurzel unsrer Liebe an.

Schon wollte ich fragen: Jakob, was

ist? was hat der Bösewicht vor? Aber nein! Die Unschuld ist wie das ewig reine Gewölbe des Himmels; der finstre, aus Sümpfen entstandene, Nebel verhüllt es: doch da steigt die Sonne herauf, und der Nebel sinkt verschwindend in seine Sümpfe zurück.

Ich verberge meine Furcht unter einem heiteren Lächeln. Julchen hält mich für so glücklich, wie sie selbst es ist. Aber — nur meine Unschuld ist der Schild meines Lebens, meine treue Liebe die frohe Hoffnung einer besseren Zukunft. O Marie! was jenem Bösewichte fehlen muß! Ich habe den Muth, in morgen, in die Zukunft, hinüber zu schauen, und darf hoffen; darf auch Er das?

Mein Mann liebt mich jetzt zärtlicher, als sonst, sagte ich; und dennoch — dennoch — o, wie ist alles so seltsam! „Ist denn die Liebe,“ sagt er — und dabei steigt ein feines Roth in seine Wangen, und eine nicht zu verkennende Unruhe zeigt sich in seinen Augen — „ist denn die Liebe anderer Natur, oder geistiger? Ist sie nicht der schöne

Einklang von zwei verschiedenen Tönen, geistigen Tönen einer ewigen Harmonie, welche die Sinne verschmähet? — Liebe ich dich deshalb nicht, meine edle Seele, weil ich auch diese oder jene andre Form schön finde? weil mein Auge sieht, mein Ohr hört, mein Blut schneller wallt, und sinnliche Wünsche erzeugt? Muß ich nicht essen? nicht trinken? nicht schlafen? Fühle ich nicht die belebende Wärme der Sonne im Winter, nicht den frischen Hauch der Luft im Sommer? Ist das alles nicht Wollust, ob ich sie gleich nicht dir verdanke? Liebe ich dich darum nicht?" —

Was ist das! wozu soll das der dunkle, schwere Eingang seyn! von welchem thränenvollen Trauerspiel ist das der Titel! „Man muß sich gehen lassen," sagt er; „man muß nicht Ketten schmieden, welche die Natur nicht kennt. Soll dich, dich, welche die Natur mit den verlangenden Sinnen als eine freie Königin in ihre genußreiche Sinnenwelt setzte — soll dich ein gemeiner Neid fesseln? Sollst du mich wie eine Kette tragen,

gen,

gen, wie die Mauer eines Gefängnisses verwünschen?"

So sagte er auch sonst, Marie, so sagte er immer; aber damals scherzhaft. Es war weiter nichts als eine façon de parler, die ich belächelte. Er dachte im Grunde nichts bei diesen Worten; höchstens erinnerte er sich eines leichtfertigen Streiches, eines vergessenen Liebeshandels aus seiner Jugend. Aber jetzt schlägt er bei so etwas die Augen nieder, und sagt es so bedeutend, als wollte er mich auf seine Untreue vorbereiten. Es ist sein ewiges Gespräch, wozu ihm alles Gelegenheit giebt. Er spricht von gar nichts Anderem.

Noch mehr! Er ladet jetzt öfters einen jungen Mann zu uns ein, den er sonst nicht leiden konnte, weil er ein Geck ist, der mich umflatterte, sich zu mir drängte, und mir Schmeicheleien vorsagte. Dieser Mensch fehlt jetzt in keiner von unsern Gesellschaften, von unsern Vergnügungen. Er muß mit mir an demselben Tische Whist spielen, und auf allen Bällen mit mir tanzen. Mein Mann

Bayerische Staatsbibliothek München

scherzt mit mir über des Thoren Bewerbungen um meine Gunst. O Marie! er streitet mit mir, wenn ich den jungen Menschen einen Gecken nenne, und hält mir ein Verzeichniß seiner guten Eigenschaften vor; o! er möchte gern, daß ich den verhaßten Thoren interessant fände. Bisweilen, wenn ich mich nicht von des Menschen Gesellschaft losmachen kann, und ein Paar Worte mit ihm spreche, glaubt Roth sogar, ich fände den Gecken heute angenehmer, als gestern; und dann hält er mir eine lange Vorlesung über die Freiheit des Menschen, seinen Neigungen zu folgen. Bei dem allen liebt er mich aber. Ja, er liebt mich, das weiß ich gewiß; und ein elendes hämisches Lächeln soll mich nicht um diese Gewißheit bringen. —

In unserm Hause wird ein Aufwand getrieben, der, so viel Vermögen mein Mann auch hat, dennoch zu groß ist. Ich habe ihm einige Mal sanfte Vorstellungen darüber gemacht. Er wurde unruhig, lächelte aber bald wieder. „Liebes Kind,“ sagte er, „ich habe Wünsche, Liebhabereien — nun ja! die

viel kosten. Aber ich bin auch reich, und du, liebes Hannchen, — das habe ich dir schon oft sagen wollen — du kannst alles, was mein ist, wie das Deinige ansehen. Ich wünschte, auch du hättest Wünsche zu befriedigen. Du bist mir keine Rechenschaft schuldig, und ich werde dich nicht eher beschränken, als bis die Nothwendigkeit es thut, der wir Alle gehorchen müssen. Beinaho fürchte ich, du bist allzu sparsam, fast möchte ich sagen geitzig, oder mißtrauisch. Dein Bruder — du liebst ihn — Es mag wahr seyn, daß sein Etablissement viel kosten könnte; aber er ist mein Schwager, und dein Bruder. Ich werde nie fragen, wie freigebig du gegen ihn gewesen bist. Folge doch deinem schönen Herzen in Allem, was es wünscht! Du liebst mich, das weiß ich. Soll ich nun dein strenger, mürrischer Aufseher seyn, der dir den Kreis deines Glückes vorschreibt? Laß uns glücklich seyn, jedes auf seine Weise! Dein Geist ist mein, damit bin ich zufrieden. Das Uebrige ist nicht unser; es steht unter den Gesetzen der Natur,

und wir thun wohl daran, wenn wir ihnen folgen."

Das sollte, wie du siehst, auf meinen Bruder gehen; aber ich erschrak darüber, so daß ich blaß wurde: denn er selbst erröthete bei den Worten, die er aussprach. Er brachte mir eine große Summe, und sagte: „Hannchen, wenn du einige Achtung für mich hast, so laß nie, in keinem Falle, wieder die Rede von diesem Gelde seyn. Es gehört dir; mich laß nichts davon hören. Ist es ausgegeben, morgen, nach acht Tagen, nach einem Monath, gleichviel: dann bekommst du augenblicklich eine eben so große Summe.

12.

***.

Mein Schmerz ist zur Welt gekommen, Marie! O, schlafen in dem menschlichen Herzen so rauhe, wilde, grausame Leidenschaften? Kann in dieser Brust, die nur für

Leiden, Menschlichkeit und Mitleiden Raum zu haben schien, Zorn und Blutdurst wohnen? Sieh, Marie! ich beuge mein erniedrigtes Haupt — ich selbst habe es erniedrigt — in den Staub. Ach, ich kann meine Augen nicht wieder zum Himmel aufheben, zu dem Himmel, der unsere Vergehungen sieht, bedeckt und verzeihet! O, war das möglich! — Kein Sturm, keine Zerstörung, selbst nicht die allgemeine, kann die Erde so erschüttern, wie der Zorn, der Orkan in meiner Seele, mich erschüttert hat.

Hier sitze ich an dem Bette meines Sohnes, benetze ihn mit Thränen einer glühenden Reue, und sage: o, wird dein säuselnder Athem auch einmal ein zerstörender Sturmwind werden? und dein blaues, lächelndes Auge auch einmal rothe, blutige Flammen sprühen? Werden diese lächelnden Lippen auch einmal, wie die meinigen, Wehe und Fluch über die Erde ausrufen? O, Marie!

Kaum kann ich die Feder halten, die dir meine Schicksale beschreiben soll. Lies sie nicht mit trocknen Augen, Marie! Es liegen

Thränen auf jedem Buchstaben; jedes Wort, das du lesen wirst, ist mit einem Wehgeschrei deiner armen Johanne bezeichnet. Jeder Gedanke, den du liesest, hat mein Herz gebrochen.

Wo fang' ich an! werd' ich enden können? O, darf ich noch einmal, und so langsam, meine Augen auf jene schrecklichen Stunden richten? Muß ich noch einmal, wie der träge Stundenzeiger, den Kreis meines Weh's durchlaufen?

Neulich schrieb ich dir, wie mein Mann anfing zu reden. Ich hatte mich nicht geirrt: es war die Schuld, die so aus ihm sprach. — Der alte Jakob wurde immer finsterer. Lenzner blieb sich gleich, artig, ruhig, kalt; doch es zeigte sich ein Zug von einem triumphirenden Lächeln in seinem kalten Gesichte, so oft er von meines Mannes Liebe zu mir sprach. Während der Zeit wurde unser Haus immer geräuschvoller; Ein Vergnügen jagte das andre.

Ich selbst riß endlich den Schleier weg, der mir mein Unglück verbarg. Jakob, sagte

ich eines Morgens, als er mir den Thee auf den Tisch setzte, an welchem ich zeichnete — Jakob, man sollte nicht immer mit dem Himmel grollen, wenn man so glücklich ist, wie Er. Sein Sohn ist versorgt, seine Tochter ist glücklich. (Sie hatte vor Kurzem geheirathet.) Glaube Er mir, Jakob, wenn ich so sagen könnte (ich zeigte auf meinen Sohn in der Wiege) — kein Unfall sollte mir dann noch eine saure Miene abzwingen.

Da stand der Alte bleich, starr, vor mir; aus seinen Augen rollten große Thränen. Er hob die Hand auf, ballte sie, ließ sie wieder sinken, und faltete lässig beide Hände. Dabei wurde zugleich die ganze Figur demüthig, furchtsam. Dann stand die Thräne wieder, und das bleiche Gesicht wurde purpurroth; kurz, er kämpfte mit sich selbst.

„Nein, nein!" sagte er endlich auf einmal mit einem schrecklichen Tone: „und wenn Jedermann Sie betriegt, so will ich es doch nicht länger thun, und sollte der Herr mich auch ermorden! Nein, nicht länger!" Nun erblaßte er auf einmal wieder,

und rang die Hände. Sein Zustand war schrecklich. Endlich sagte er, mit Tönen, die nie aufhören werden, in meiner Seele zu klingen: „Meine Tochter hat ein Kind von dem Herrn! sie ist verheirathet, aber sehr unglücklich!"

O Marie! da goß sich eine tödtliche Kälte mit allen Schrecken des Todes langsam durch mein ganzes Wesen; ich sank im Stehen ohnmächtig nieder. O, warum starb ich nicht! warum ist mein Körper stärker, als meine Seele? Als ich wieder erwachte, war ich noch mit Jakob allein. Ich starrte ihn an, ohne ein Wort zu sagen; denn mein Geist war wie gelähmt. Er wollte mehr, er wollte alles erzählen. Still! o still! unterbrach ich ihn, mit einer tödtlichen Kälte, die er für Fassung hielt. Lass' Er mich allein! sagte ich endlich befehlend; und er verließ mich.

O Marie! mir war — ja, wie? Ich fühlte, daß meine Seele zerrüttet war, und warf mich auf den Boden. Mein kleiner Wilhelm erwachte, und schrie. Ich nahm ihn

aus der Wiege, und legte ihn, ganz ohne Gedanken, auf meinen Schooß. So fand mich mein Mädchen auf dem Boden sitzen. Sie schrie auf, als sie mich sah, und ging, da mich ihr Geschrei aus meiner Erstarrung erweckte, und ich sie nun mit erloschenen Augen anstarrte, leise wieder aus dem Zimmer. Mein Mann war auf einige Tage verreis't; daher rief sie in ihrer Angst den alten Jakob.

Ich fühlte keinen Schmerz, nur eine gewisse Schwere, eine Kälte in meinem ganzen Wesen. Nach und nach fing ich an mich zu besinnen, und als ich des alten Jakobs Stimme vor der Thür hörte, stand ich auf, und legte mein Kind auf sein Bettchen.

Jakob, sagte ich, als er herein trat; seine Tochter . . . Weiß er auch gewiß . . . ? Mein Mann . . . ?

„Hätte ich doch mein Unglückswort zurück, Frau Kriegesräthin! dann sollte keine Sylbe aus meinem Munde kommen, und böten Sie mir altem Manne auch Schätze dafür an! Aber es ist geschehen. Mein Herz

wäre am Ende gebrochen unter der Last dieses unseligen Geheimnisses; ich mußte es heraus sagen. — Ja, es ist so!"

Weiß er die näheren Umstände, mein guter Jakob?

„Wem soll ich die Schuld geben?" rief er, die Hände ringend: „wem sonst, als dem Teufel von einem Menschen, dem Lenzner! Wenn ich nur wüßte, welchen Vortheil er davon gehabt hat! — Mein Mädchen war ehrlich und sittsam: das wissen Sie selbst. Und doch — O, Sie haben ihr Wohlthaten erzeigt; Sie haben ... Und nun verführt! von dem Herrn verführt!... Das Mädchen war jung, hübsch, und zog sich gut an, das wissen Sie. O, ich war blind mit sehenden Augen! Oder ich sah auch wohl Manches, und würde darauf geschworen haben, daß ich nichts gesehen hätte; denn — für so undankbar konnte ich mein Kind nicht halten. O, das arme, unglückliche Mädchen! Aber sie ist verführt, durch höllische Künste verführt; denn gewiß, sie war keusch und ehrlich. Drohungen, daß sie nicht bei Ihnen

bleiben sollte — das Mädchen hatte Sie lieb, wie den allgütigen Gott —, Schmeicheleien, Geschenke, Versprechungen, und — wer weiß, ob nicht Gewalt!" — (Jedes Wort fuhr wie ein zweischneidiges Schwert durch meine Seele.) „Sie haben die Unglückliche verheirathet an einen schlechten Kerl, der sie mißhandelt! Mein Kind, mein armes Kind ist hin! ewig hin!"

Mit diesen schrecklichen Worten verließ er mich. — Drohungen? Gewalt? dachte ich, und streckte die Hände zum Himmel empor. Ich sah mit einem fürchterlich verachtenden Blicke rings um mich her. Das Leben, Alles, Alles, hatte seinen Reitz verloren; es ekelte mich an, wie ein Pesthaus. Ich lachte laut; und welch ein Lachen! Mich überfiel ein Grauen, ein schreckliches Grauen, vor dem Leben, vor dem ganzen Seyn. Ich lege dir einige Zettel bei, die ich damals geschrieben habe — an dich, an meinen Mann, ich weiß nicht, an wen. Als ich sie einige Tage nach dieser Scene fand, las ich

sie mit unglaublichem Erschrecken vor mir selbst. Hier sind sie.

„Es ist hin: alles hin! O, wie albern ist alles, wie ekelhaft, seitdem dem Leben die Krone genommen ist, die Treue! Was ist nun die Liebe? Ich Thörin! die ich in unsinnigem Hochmuthe diese Erde dem Sitze der Engel, dieses elende Leben der Ewigkeit gleich-setzte, weil ich glaubte, die Liebe sey hier, wie dort! Die Blume des Lebens ist dahin, gebrochen von der Hand des Verbrechens! Rinne, du trüber, niedriger Strom der Zeit! verrinne bis auf den letzten Tropfen! Warum sollte ein Geist seinen Blick hieher richten? Es ist nichts Sehenswerthes unter dem Monde, nicht einmal unser Verbrechen, unsere Schande."

„Geduld? Ergebung? Wer darf die fodern! Geduld ist albern, wie der Zorn. Laßt uns gedankenlos athmen, nicht lächeln, nicht klagen, und — sterben! — Warum willst du zwischen mich und meinen Vorsatz

treten? O, darfst du das, du Elender? darf ich nicht thun, was dieses Leben verdient? Soll ich um Wollust betteln, wie du? O Marie! ist es Sünde, in das Heiligthum des Todes einzubrechen, wenn das Leben für die lechzende Seele nichts mehr hat, auch nicht einen Tropfen? Soll ich länger das Spiel einer verrätherischen Treulosigkeit seyn? Fort! fort! Es ist edel, nichtswürdige Thaten zu endigen. Und ist das Leben nicht eine Kette von nichtswürdigen Thaten? Rede! Es ist edel, die That zu thun, die den Zufällen Fesseln anlegt, das Verbrechen endigt, und das elende Leben versöhnt!"

Sieh, Marie, so war meine Empfindung den ersten Tag hindurch. Wohin ich blickte, überall sah ich ein gedanken-, ein freudenloses Dunkel das Leben einhüllen; überall stieß mein Wunsch auf ein Grab, auf einen Weg aus dem Leben hinaus. Selbst mein Sohn ließ mich ungerührt. Ich sah gleichgültig auf seine Spiele, auf sein Lächeln,

und gegen meinen Mann fühlte ich weder Haß noch Liebe. Es war mir alles gleich.

Endlich lös'te sich das versteinerte Herz in milden Thränen auf. Da drückte ich mein und sein Kind an das Herz; und mit dem ersten Kusse kam die Liebe zu dem Leben und zu meinem Manne wieder. Aber nun brach auch ein Zorn, eine glühende Eifersucht, wie ein zerstörender Sturm in meiner Seele hervor. Ich hätte ihn, ich hätte seine Buhlerin tödten können!

O Marie, ich wäre, fürchte ich, im Stande gewesen, sein Vergehen durch Wiedervergeltung zu bestrafen. Ich wünschte, daß er mich liebte, um ihn mit Gleichgültigkeit, mit Verachtung quälen, um in seine Seele die Martern der Eifersucht gießen zu können, wie ich selbst sie empfand. Doch, während dieses Sturmes in meinem Inneren fühlte ich, daß ich ihn noch nicht sprechen durfte. Ich ließ anspannen, und fuhr zu meinem Vater. O Marie! als ich an dem See hinfuhr, und meine Augen auf die Hügel, die Felsen warf, auf denen ich so glück-

lich gewesen bin — nein, ich konnte nicht anders: ich ließ den Wagen fahren, und ging zu Fuß um den See. An derselben Stelle, wo ich zum ersten Mal in seine Arme sank, ach! die Seele voll der höchsten Seligkeit, voll der reinsten Hoffnung! — an derselben Stelle sank ich jetzt auf die Kniee, und beugte die Stirn in das nasse Gras. Hier war ich wieder mit dem kummervollsten Herzen.

Auf einmal sang nicht weit von mir im Gebüsch eine schöne Tenorstimme die letzte Stanze aus einer Ode von Kleist:

Sieh, wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt.
Er kämpft mit Macht, und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt sie mit den Klauen,
Und schleudert sie herab, und fliegt in stolzer Ruh,
Wie sonst, der Sonne zu.

Ich richtete mich auf, und fühlte — ich weiß selbst nicht, welchen Trost für mich in diesen Worten. Es war ein Gesang aus meiner Jugend. Ich suchte den Sänger, der nur zwanzig Schritte weit von mir in einem

Gebüsche stand. Auf das Geräusch, das ich machte, sah er sich um; und — es war der alte Freund meines Vaters, der mich zur Jungfrau von Orleans gemacht hatte. „Ah, sieh da!" sagte er leise, mir zuwinkend, und näherte sich mir so behutsam als möglich: „da brütet ein Vögelchen zum zweiten Mal. Das erste Nest mit den Eiern zerstörte ein Zufall. Wie muthig! wie beschämend für manchen Menschen, den sogleich bei dem ersten Unfalle der Muth verläßt!" Er sah mich scharf an. „Hm! hm!" fuhr er nun freundlich wieder fort; „über diese blassen Wangen haben auch bittre Thränen ihren Weg gemacht." Das sagte er lächelnd, mit einer Freimüthigkeit, die mein Zutrauen erweckte.

Ich zerfloß in Thränen. Mein ganzes Elend — von dem Johanna-Kopfe an, den mein Mann, anstatt mein, geliebt hatte, bis auf die jetzige Minute — fiel schwer über mein Herz. Ach, Herr Brausen, sagte ich finster; als Sie meinen Kopf bossirten, wußten Sie nicht, was Sie thaten.

„Hätt' ich es denn wissen können?" fragte

er mitleidig, trotz meinem harten Vorwurf. — Wir standen nach einigen Schritten, während deren wir Beide schwiegen, vor seiner Wohnung, einem Bauerhause, das er recht niedlich hatte einrichten lassen. Unter dem Schatten einiger Linden saß ein Mädchen, das uns fröhlich entgegen sprang.

„Meine Tochter!" sagte er zu mir; und dann zu dem Mädchen: „das ist sie; das ist Johanna!" Das Mädchen sah mich aufmerksam an und sagte: „das? und so bleich? so betrübt? Ist das die Ruhe, wodurch Leiden zu Genuß wird?"

Aber auf einmal sprang sie in meine Arme. Ein fröhlicheres, lebendigeres Wesen mußt du nie gesehen haben! Jeder Schritt war ein Sprung, jedes Wort ein Jauchzen. O, wie fröhlich! sagte ich mitleidig; und vielleicht hat das Glück schon die Hand aufgehoben, die das fröhliche Herz zerschmettern soll!

„Aufgehoben," sagte Brausen, „und hart, sehr hart fallen lassen!" — Das Mädchen faßte seine Hand, drückte sie an ihre Lippen,

und sagte: „aber weicher, sehr weich, war diese Hand, die mich rettete!"

Ach! rief ich nun, gedrückt von meinem Schmerze, wer kann mich retten!

„Wer?" erwiederte er ernst. „Wer anders, als Sie selbst, Hannchen! Der Vogel bauet ein zweites Nest, wenn das erste zerstört wurde, und — ist nur ein Vogel. Sie aber? Sie haben Vernunft!"

Dieser sanfte Vorwurf, den der schöne Blick eines erheiternden Mitleidens begleitete, gab mir zwar keinen Muth, aber — er beschämte mich doch. Ich schwieg nun, und stellte mich heiterer, als ich war.

Beide gingen mit mir zu meinem Vater. Der gute Brausen wußte sich meines Herzens, meines Vertrauens, so zu bemächtigen, daß ich fast schon am ersten Abend entschlossen war, ihm mein ganzes volles Herz zu entdecken.

Er wohnte hier, und war reich. Das Mädchen, eine vom Schicksal hart Verstoßene, hatte er aus einem Abgrunde von Elend

gerettet. Sie liebte ihn unbeschreiblich, und ersetzte ihm den Mangel einer Tochter.

Am folgenden Morgen erzählte ich ihm die Geschichte meiner Leiden. Als ich sie vollendet hatte, fragte er: „Ihr Mann liebt Sie?"

Er liebt mich, trotz seiner Untreue.

„Und Sie konnten ihm seine Untreue verzeihen?" fragte er weiter.

Ja! warum nicht?

Er drückte mir die Hand. „Ich komme nach ***. Schweigen Sie! Lassen Sie Sich nichts von seiner Untreue gegen Sie merken, und stellen Sie Sich ganz heiter." Das versprach ich ihm, und reis'te nun, da ich meine Rolle von ihm bekommen hatte, bald nach *** zurück.

13.

***.

Ich weiß nicht, warum ich bei weitem mehr Vertrauen zu Brausen fassen konnte, als zu

jedem andern Menschen. War es seine Weltkenntniß, mit so vielem Edelmuth vereinigt? Ich folgte ihm in Allem, was er mir gerathen hatte, und stellte mich heiter, fröhlich, ja, wie es sich mit meiner Jugend verträgt, unbesonnen lustig. So fing ich denn auch an zu schwärmen, nahm die Grundsätze meines Mannes an, spielte, war die Letzte auf allen Bällen, fing an mit meinen erworbenen Geschicklichkeiten zu glänzen, lernte ein Paar Dutzend Modewörter, wenigstens eben so gut, wie die Andern, anbringen, las ein Paar Bücher, lernte ein Paar Stellen aus den berühmtesten Dichtern auswendig, putzte mich nach der neuesten Mode, wechselte wie eine Närrin mit den Kleidern, nahm im Griechischen und im Spanischen Unterricht, erhob die albernsten Novellen der Spanier weit über den Oberon, fand in dem Geklingel eines nichts sagenden Sonnets mehr Poesie, als in dem Messias, sang alte Volkslieder zu dem Klimpern der Guitarre, sprach über alles ab, las ein Paar Heiligen-Legenden, nannte elende Wortspiele Witz,

plauderte über den Apoll von Belvedere und über Rafael, die ich nicht kannte, und — war nun auf einmal die allerliebenswürdigste Frau in Deutschland.

Mein Mann erstaunte über diese schnelle Veränderung, und war mein so geschworner Anbeter, wie jemals. Er pries meinen Kopf, und erklärte mich für ein Genie der ersten Größe. Lenzner aber runzelte die Stirn. Ich sah, daß er mich beobachtete, sehr genau beobachtete, und nahm mich zusammen, um nicht in seiner Gegenwart zu übertreiben, und ihn dadurch auf die rechte Spur zu bringen. So spannte ich ihn auf die Folter der Ungewißheit; und das war seine erste Strafe. Ich konnte meine Rolle ganz leicht sehr natürlich spielen; denn die zärtlichste Liebe meines Mannes war ja der Preis, der darauf stand. Lenzner that alles, was er nur konnte, um mich aus meiner Rolle zu bringen; es gelang ihm aber nicht, da ich mich vor jeder Uebertreibung so äußerst sorgfältig hütete.

Doch genug davon. Mein alter Jakob

brachte mir Nachrichten von seiner Tochter. Ihr Kind, ein Mädchen, war ein halbes Jahr alt; ihr unvernünftiger Mann mißhandelte das Kind, und die Mutter hatte den Wunsch geäußert, es der Gewalt dieses rohen Unmenschen zu entziehen. Seine Tochter! sagte ich mit einem neuen Schmerze; gemißhandelt? Jakob, bringe Er mir das Kind! — Auf mein Verlangen mußte er seiner Tochter sagen: er wolle das Kind auf das Land geben und es da erziehen lassen. Eines Abends, als mein Mann verreis't war, brachte er es mir. O Marie! es war meinem Manne so ähnlich, wie ein Kind seinem Vater nur ähnlich seyn kann. Mit einem tödtlichen Schauder nahm ich es auf meine Arme. Es lächelte. Da nahm ich es an mein Herz, da benetzte ich es mit meinen Thränen, und drückte heiße Küsse auf seine Lippen. Jakob stand bei dieser Scene weinend in der Ferne.

Er mußte das Kind zu unsrer Gärtnerin tragen, einer jungen, sehr gutmüthigen Frau, der ich es so ernstlich empfahl, als ob es

mein eigenes wäre. In unserm Garten vor dem Thore war ich nun oft, wenn ich mich von den abmattenden Zerstreuungen meines jetzigen verkehrten Lebens erholen wollte; denn hier konnte ich sicher seyn, daß mich niemand stören würde. Hier brachte ich viele Morgen zu, ohne alle andere Gesellschaft, als die von meinem Wilhelm und der Tochter meines Mannes.

Ich fing bald an, das freundliche, schöne Kind zu lieben, und bauete auf dasselbe einen kleinen romantischen Plan. Meine Liebe zu diesem Kinde und die sorgfältigste Erziehung, die es durch mich bekäme — das sollte die ganze Rache seyn, die ich an meinem Manne zu nehmen gedachte. Jetzt verdroß es mich, daß ich angefangen hatte, eine Rolle zu spielen, die mir fremd, die mir verhaßt war.

Jakob mußte nach einiger Zeit seiner Tochter sagen, ihr Kind wäre gestorben. Er versprach mir das, als ich ihm die Gründe dazu gesagt hatte; und so konnte ich mich darauf verlassen, daß er sein Versprechen

erfüllen würde. Nun hatte die Mutter weiter keinen Theil an dem Kinde; es war mein. Jetzt kam mir überdies der glücklichste Zufall zu Statten. Mein Mann besuchte mich eines Morgens in unserm Garten, um mir etwas zu sagen, und bemerkte das Kind, welches neben mir im Grase saß. „Wem gehört das Kind?" fragte er.

Der Gärtnerin! antwortete ich sehr ruhig.

„Ein schönes Kind; ein sehr schönes Kind! Sieh nur die lieblichen Züge, das holde Lächeln, das sinnige Spiel mit den Blumen! Schade, Jammerschade, daß dieses Kind die gewisse Beute der Rohheit werden muß! Es kennt dich ja; es streckt dir die Arme so liebend zu. O recht sehr Schade, daß ein solches Kind..."

Das habe ich schon oft gedacht, und der Mutter auch schon mehr als Einmal gesagt.

„Und was antwortete sie?"

Ich glaube fast, sie wäre nicht abgeneigt, mir das Kind ganz zu überlassen. So oft ich hier bin, ist das Kind bei mir.

„Wenn es dir keine Last machte, Hannchen, so dächte ich ...“ —

Da war denn mein sehnlichster Wunsch erfüllt! Wir gingen zu der Gärtnerin, die, nach den Vorschriften, welche ich ihr schon vorher gegeben hatte, Anfangs einige Schwierigkeiten machte, zuletzt mir aber das Kind doch abtrat. Mein Mann nahm es nun auf seine Arme. Es liebkos'te ihm, und mir flossen bei diesem Anblick Thränen über die Wangen. Er wußte nicht, daß er sein Kind auf dem Arme hielt.

Ich nahm es sogleich mit in die Stadt, und zeigte es Jedermann. Niemand ahndet das Geheimniß. Wir, ich und Jakob, wissen es allein. Auf die Verschwiegenheit des alten ehrlichen Mannes kann ich mich verlassen. O, Marie, ich bin um vieles, vieles mehr mit meinem Manne versöhnt, seitdem ich seinem Kinde Gutes thue.

14.

***.

O Marie, dieser Lenzner! — Gott, es ist schrecklich! Sollte man es für möglich halten! Kann ein Mensch so boshaft seyn! —

Mein alter Jakob liebt seine Tochter dennoch, ob sie gleich ihre gütige Herrschaft so schwer beleidigt hat. Er besucht sie, und findet sie in Thränen. „Nicht wahr?" fragt er; „dein Mann?" Sie schüttelt den Kopf. Es ist der Verlust ihres Kindes, worüber sie weint. Sie hat durch eine zu frühe Geburt die Hoffnung verloren, noch einmal Mutter werden zu können. Die Thränen der Mutter rühren meinen gutherzigen Alten. Er will seine Tochter trösten; sie nimmt aber keinen Trost an, und macht sich und ihrem Vater die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie ihr Kind aus den Händen gegeben, und daß er sie dazu beredet hat. Der alte Vater, der keiner Thräne widerstehen kann, fängt an zu zittern, und läßt sich ein Paar räthselhafte Worte über das

Kind entfallen. Die Tochter eräth halb und halb, springt voll Entzücken auf, fragt, dringt in ihn, beschwört ihn, knieet vor ihm nieder. Der Alte sieht, daß er seine Sache übel gemacht hat, und will sich zurückziehen, verwickelt sich aber immer tiefer in Räthsel und Widersprüche. Seine Tochter ist nicht zu beruhigen, bis er ihr endlich gesteht, daß ihr Kind noch lebt.

Wo ist es? ruft die Mutter, außer sich vor Freude und Schmerz; wo ist meine Tochter? Sie entreißt ihm zuletzt das ganze Geheimniß. So wie sie meinen Nahmen hört, wird sie still, erbleicht, und sagt: das habe ich verdient! Aber das arme, unschuldige Kind!

Jakob sagt ihr, daß ich das Kind liebe, wie mein eignes. Sie will das nicht glauben, und bittet ihren Vater sehr dringend, sie ihr Kind nur ein einziges Mal sehen zu lassen. Dann will sie das tiefste Stillschweigen beobachten und alle ihre Ansprüche auf das Kind aufgeben. Es ist ihr nur darum zu thun, sich zu überzeugen, daß es noch

lebt, und daß es gewiß das ihrige ist. Endlich verspricht ihr der Vater, daß sie es sehen soll.

Am vorigen Sonntage, als niemand von uns zu Hause ist, und auch die Domestiken Erlaubniß zum Ausgehen bekommen haben, läßt der alte Jakob seine Tochter kommen. Er schickt die Wärterin einen Gang aus, und verspricht, während der Zeit auf die Kinder Acht zu haben. In eben der Minute, da er seiner Tochter die Hinterthür öffnet, komme ich unerwartet zu Hause, weil meine Schwester Julchen mir hat sagen lassen, daß sie sich nicht wohl befindet. Ich gehe auf mein Zimmer, um eine Kleinigkeit an meinem Anzuge in Ordnung zu bringen, finde die Kinder allein, und klingle. Doch das Haus ist wie ausgestorben, und es kommt niemand. Mein Kleiner erzählt mir, daß Jakob die Wärterin ausgeschickt hat, und daß er hinten hinunter gegangen ist. Ich erwarte ihn nun. Er führt seine Tochter unterdessen von hinten in mein Schlafzimmer, und hört meine Stimme, weil die

Thür halb offen steht. Seine Tochter sieht mich von hinten, wie ich ihr Kind auf meinem Schooße habe und es herzlich an meine Brust drücke. Sie hört, daß ich es zärtlich „meine Tochter,“ „mein geliebtes Kind“ nenne, und wird tief gerührt. Jakob will sie nun leise fortziehen; sie bleibt aber noch einen Augenblick, um, wo möglich, das Gesicht ihres Kindes zu sehen. Die Aeußerungen meiner Liebe zu ihrem Kinde erwecken in ihrem Herzen die stärkste Reue, und sie geräth ganz außer sich.

Ich höre schluchzen, sehe mich um, und stehe auf. Da stürzt die Unglückliche, mit einem schrecklichen Angstgeschrei, zu meinen Füßen nieder.

Marie, jetzt war ich zu der fürchterlichsten Minute meines Lebens gekommen! — Sie lag zu meinen Füßen. Grausame, feindselige Empfindungen des Hasses tobten in meinem Herzen. Das arme Weib umfaßte meine Kniee, wagte es nicht, zu mir aufzublicken, und schluchzte nur. Was ist das, Jakob! fragte ich zornig; was soll dies Spiel! — „Spiel?“

erwiederte der alte Mann weinend. „Guter Gott! erbarme du dich! — Eine trostlose Mutter will ihr Kind nur einmal sehen." Bei diesen rührenden Worten blieb ich un- gerührt. Fort! sagte ich — ach! ich schäme mich es dir zu gestehen — mit Heftigkeit: fort, du Elende! fort! Ich machte eine Be- wegung, mich von ihr los zu reißen. Sie zog nun die Hände von meinen Knieen zu- rück, und sank in tiefer Ohnmacht ganz auf den Boden. „Sie ist todt!" rief der alte Jakob jammernd aus. Darüber erschrak ich, und setzte mich sogleich, um nur nicht selbst zu Boden zu sinken, zitternd auf einen Stuhl. Jetzt gewannen die besseren Empfindungen der Menschlichkeit, des Mitleidens, in meiner Seele wieder die Oberhand. Sie erholte sich, hob das todtenbleiche Gesicht zu mir auf, und sagte mit leisen Tönen: „Verge- bung! dann will ich sterben!" Ihr Anblick und ihre gebeugte Gestalt rührten mich. Ich vergebe dir, sagte ich, und stand nun auf, um wegzugehen. Jetzt streckte ihr Kind die

Arme nach mir aus, und sagte: liebe Mutter! auf den Arm nehmen!

„O, bitte du für mich, meine Tochter!" sagte die Unglückliche; „du nennst sie Mutter!"

Nun war ich gänzlich entwaffnet. Mein Herz zerschmolz in dem süßesten Gefühle der Verzeihung, mein Auge in Thränen. Ich vergebe dir, sagte ich mit einem freundlichen Blicke. Da, küsse das Kind! Ich gab ihr das kleine Mädchen in die Arme; sie sah es aber kaum an, und knieete, es fest haltend, und nur mich ansehend, vor mir nieder. „O, wenn Sie wüßten ... wenn ich Ihnen erzählen dürfte, wie ich verführt wurde!"

Und nun, Marie, lerne das Gewebe einer höllischen Bosheit kennen! Lenzner weiß das Vertrauen und den Gehorsam des armen Mädchens zu gewinnen. Sie hat einen kleinen Liebeshandel mit einem jungen Menschen in der Nachbarschaft, der aber weit über ihrem Stande ist. Lenzner entdeckt das — wie ja seinen lauernden Blicken nichts entgeht. Er warnt sie freundschaftlich, en-

digt so den Liebeshandel, und hat nun das arglose Mädchen in seiner Gewalt. Sie faßt Zutrauen zu ihm, weil er ihr Geheimniß verschweigt. Er sagt ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, macht ihr kleine Geschenke, interessirt sich für ihr Wohl, für ihre Bildung, und sagt ihr hundertmal: ein so hübsches und so kluges Mädchen, wie Luise (so heißt sie), sey nicht bestimmt, zu dienen, sondern könne wohl eben so vornehm werden, wie ihre Herrschaft.

Das Mädchen glaubt Anfangs, Lenzner selbst sey in sie verliebt. Aber mit nichten! Nein, er ist nur Luisens wahrer Freund, nimmt Theil an ihrem Wohl, und hat die Absicht, sie glücklich zu machen, wenn sie anders seinen Rath befolgen will. Luise fühlt sich durch seine Freundschaft sehr geehrt, und verspricht, alles zu thun, was er nur will. Lenzner aber will sonst nichts, als daß sie selbst nur erst wissen soll, wie schön, wie reitzend sie ist. So gelingt es ihm, das Mädchen, das einige Sinnlichkeit hat, von dem Umgange mit den Domestiken zu entfernen.

Ich war auf acht Tage bei meinem Vater zum Besuch. Luisen hatte ich nicht mitnehmen können, wohl aber den alten Jakob. Während der Zeit ist eine Maskerade. Lenzner redet meinem Manne eine närrische Posse von Verkleidung ein, die sehr witzig ist; es fehlt nur an einem Frauenzimmer, das sich darüber hinaussetzt, einmal in der Gesellschaft zweier Männer zu tollen. Luise tritt so eben in das Zimmer, weil Lenzner etwas braucht, und mein Mann deshalb geklingelt hat.

„Was meinen Sie zu Luisen?" sagt Lenzner, als sie im Zimmer ist. „Klug genug, um ihre Rolle gut durchzuführen, ist sie: dafür stehe ich Ihnen." Mein Mann winkt; aber Lenzner fährt, indem er Luisens Hand faßt, ganz ruhig fort, über seinen lustigen Plan und über die Idee mit Luisen zu scherzen. Luise steht sehr beschämt und verlegen da; denn bis jetzt hatte mein Mann noch nicht zehn Worte mit ihr gesprochen.

Sie geht wieder aus dem Zimmer. Lenzner folgt ihr bald nach, und sagt: sie solle

mit ihm und meinem Manne auf die Maskerade gehen.

Sie scherzen, sagt Luise in vollem Ernst; mit dem Herrn? — Sie scherzen!

„Mit dem Herrn!" erwiedert Lenzner. Wann — „Luise, wie oft soll ich Ihnen das noch sagen! — wann werden Sie doch endlich sich selbst achten lernen! Ein so schönes und so kluges Mädchen, wie Sie, hat keinen Herrn; und wenn der Kriegesrath hier im Hause etwas anderes für Sie ist, als Ihr Freund, so liegt die Schuld an Ihnen. Herr! Herr! So hören Sie denn, was Der, den Sie Ihren Herrn nennen, so eben von Ihnen gesagt hat! Nun, Lenzner, mit Luisen ginge es, glaub' ich, wohl. Sie ist ein sehr hübsches Mädchen, das wahrhaftig wohl etwas mehr seyn könnte, als eine Kammerjungfer. Wenn sie nur Geist genug zu der Rolle hätte! Ich fürchte, daß es ihr daran fehlt; denn — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll, Lenzner — das Mädchen ist gar zu demüthig. Fast zweifle ich, daß sie zu der Rolle brauchbar seyn wird. —

Da habe ich denn aber für Sie gut gesagt, liebe Luise."

Je, mein Gott! fragt die eitle, junge Thörin, halb muthig: was soll ich denn?

„Was Sie sollen? Weiter nichts, als eine kleine Rolle mit uns spielen. Ich werde morgen die Kleider für Sie bereit halten und Sie abholen. Um neun Uhr stehen Sie in der Hausthür. Zu den Leuten im Hause sagen Sie, daß Sie der Maskerade zusehen wollen." — Sie will nicht, durchaus nicht; denn, sagt sie, ich habe ja wohl gesehen, wie der Herr Ihnen zuwinkte.

Lenzner bricht ab, giebt ihr ein Zuschauer-Billet, und verspricht ihr, sie morgen hin zu führen.

Noch vor neun Uhr will Luise ausgehen, um ihm zu entkommen. Aber — ein Paar Schritte weit vom Hause findet sie Lenznern. Er nimmt ihren Arm, sagt ihr, daß er sie allein, ohne meinen Mann, in den Saal bringen will, daß ihr Herr sie gar nicht einmal erkennen soll, und führt sie nun in ein Haus, wo sie Kleidung, nebst Zubehör, bereit

findet. Man redet ihr zu, und sie giebt endlich, fast gezwungen, nach. Sie steigt zitternd in den Wagen, und geht zitternd mit Lenzner in den Saal. Hier zeigt ihr dieser meinen Mann, der sich nun sogleich nähert, und neugierig ist, wer die Dame an Lenzners Arme seyn könne. Lenzner nennt ihm ein junges, sehr schönes Frauenzimmer, das mein Mann nur vom Ansehen kennt, und das ganz Luisens Figur hat. Mein Mann spricht nun mit Luisen, und sie muß ihm natürlicher Weise antworten. Da er sie auch an der Stimme nicht erkennt, so wird sie dreister.

Sie tanzt mit meinem Manne, und gar nicht schlecht, da sie einigen Unterricht gehabt und von Natur viel Geschick hat. Luise ist belesen, und spricht recht gut, sogar witzig, wenn sie will. Lenzner beredet die Unglückliche, ein Paar Gläser Champagner zu trinken. Sie wird munter, hat drollige Einfälle, und unterhält meinen Mann sehr angenehm. Doch immer erkennt er sie nicht, weil sie sich in Acht genommen hat, die Maske in

seinem Beiseyn abzunehmen. Schon glaubt sie unerkannt nach Hause zu kommen; aber Lenzner führt nun meinen Mann und sie, maskirt, in ein Nebenzimmer, und jetzt sagt er lachend: „Weißt du noch immer nicht, wer unsre Dame ist? Luise, deine Luise!" Sie mußte nun die Maske abnehmen. Mein Mann wird ernst, und sie furchtsam. Aber Lenzner ist so lustig, hat so seltsam tolle Einfälle, daß meines Mannes Ernst, wie Luisens Furchtsamkeit, bald wieder verschwindet. Auf Lenzners Bestellung wird ein leckeres Souper gebracht. Man ißt und trinkt, plaudert, scherzt, lacht, und singt am Ende lustige Lieder. Kurz, Lenzner sorgt dafür, daß aus dem Nachtessen ein kleines Bakchanal wird. Luise, die sich geehrt fühlt und immer dreister wird, stimmt in jeden Ton des Gespräches, den Lenzner angiebt, mit ein, weil sie glaubt, es gehöre sich so. Endlich sagt Lenzner zu meinem Manne: „da hätte ich denn einmal wieder eine Nacht, die mich für eine Menge langweiliger Tage entschädigt; eine wahre Sokratische Nacht, von Scherz und

Witz, von Wein und Schönheit geweihet! Was, zum Teufel! habe ich von allen Euren steifen, glatten, abgeschmackten Gesellschaften, worin mir bei jedem Worte die Consistorial-Verordnung und die Ehegesetze einfallen! Hier" — dabei drückt er einen Kuß auf Luisens Lippen — „hier ist schöne Natur! Hole der Teufel alles Andre!" —

„Es lebe Sokrates!" ruft mein Mann, und auch er küßt Luisen. Sie ist vor Vergnügen ausgelassen, und die Küsse werden wiederholt. Man verspricht einander gänzliche Verschwiegenheit, und fährt endlich erst gegen Morgen nach Hause.

Der Bösewicht hatte richtig gerechnet; Luise und mein Mann waren Beide in seinen Schlingen gefangen. An das vorige Verhältniß, das Zurückhaltung gebot, kann jetzt nicht mehr gedacht werden. Mein Mann fordert neue Küsse von Luisen, die sich nun zu solchen — und wohl noch größeren — Vertraulichkeiten verstehen muß. Gegen den äußersten Schritt sträubt sie sich lange; doch Lenzner will nun einmal, daß sie auch den

thun soll. Er wendet bald Drohungen, bald Versprechungen an, und endlich — o, der Bösewicht! — endlich stößt er sie Beide in den Strudel der Wollust. Luise gestand mir freiwillig, daß mein Mann sie nie geliebt, und daß nur Lenzner ihre Zusammenkünfte durch allerlei feine Künste veranstaltet hätte, bis sie denn endlich in einem Champagner-Rausch erlegen wäre.

Aber warum? Was hatte Lenzner dabei für Absichten? fragte ich, weil ich den Plan des Bösewichtes noch nicht durchschauete. Das unglückliche Weib sah mich starr an, und fragte: Hat denn dieser Mensch Sie nie mit seiner Liebe verfolgt? Ich habe Ursache zu glauben, daß es bei dem ganzen höllischen Spiele nur auf Sie abgesehen war. Als ich den Fehltritt begangen hatte, redete er mir zu, ich sollte Lärmen machen und Ihnen alles entdecken. Dabei gab er mir zu verstehen, daß ich dann darauf rechnen könnte, den Herrn Kriegesrath zu heirathen. Ich riß mich mit Abscheu von ihm los. Er sagte mir: ich sollte doch vernünftig seyn, und

meinen Vortheil bedenken. Da drohete ich ihm aber, dem Herrn alles haarklein zu sagen; und nun ließ er mich in Ruhe.

Sag, Marie! hättest du wohl geglaubt, daß solche Bosheit möglich wäre? O, könnte ich mich an diesem Teufel rächen! — Leb wohl. Mein Blut ist wieder allzu stark in Wallung, als daß ich dir heute noch mehr schreiben könnte.

15.

***.

Vor einigen Tagen stellte mir mein Mann den guten alten Brausen, unter dem Nahmen Baron von Braun, vor. (Brausen hatte mir vorher geschrieben, daß ich mich nicht verrathen sollte.) Du glaubst nicht, Marie, welchen edlen Anstand der Mann in einer sehr modernen Kleidung hatte, und wie jugendlich er aussah! Es war selbst mir fast nicht möglich, ihn wieder zu erkennen; und

mein Mann sowohl als Lenzner, die ihn mir schon seit mehreren Tagen als den allergeistreichsten Mann geschildert hatten, dachten an nichts weniger, als daß der Baron von Braun und der alte Mann mit den Wachsfiguren Eine und eben dieselbe Person wären.

„Ich mußte mir doch meine Leute erst ein wenig besehen," sagte er mir heimlich. „Nach einigen Tagen soll nun meine Tochter als ein Herr von Aschen auftreten."

Wozu das alles? fragte ich.

„Um einen listigen Schurken zu überlisten, und um Ihrem Manne den Kopf ein wenig zurecht zu setzen. Haben Sie Ihre Rolle gut gespielt? tüchtig verschwendet, von Einem Spieltische zum andern gelaufen, so daß wir das Leben ein wenig in's Wilde spielen können? Haben Sie?"

Ja.

Er lächelte mir zu, und sagte: „nun, so wird alles gut gehen."

Ich hoffe das, Marie; denn selbst Lenzner bezeigt dem selbstgemachten Baron viele, wie es scheint, ungeheuchelte, Achtung — seinem

Herzen freilich nicht, aber doch seinem Kopfe, seiner Menschenkenntniß und seinen Grundsätzen über den Genuß des Lebens. Du glaubst nicht, Marie, wie angenehm Brausen seyn kann, und welches Uebergewicht über Andre er durch seine Reisen und das genialische Leben, das er von je her geführt hat, bekommt! Auch in der jetzt von ihm übernommenen Rolle ist er dennoch ein Weiser, der die Tugend mit dem Glücke, mit dem feinsten Genusse des Lebens, zu vereinigen weiß. Seine Worte gelten meinem Manne für Orakelsprüche, und er hat dessen Achtung, dessen Vertrauen, schon in einem solchen Grade, daß Lenzner darüber unruhig zu werden scheint.

Seine Tochter ist nun hier — der hübscheste junge Mensch von siebzehn oder achtzehn Jahren, der um alle Mädchen und Frauen her flattert, und jeder etwas Angenehmes, etwas Schmeichelhaftes sagt, ohne dabei fade zu seyn. Sie ist hier, mit den gehörigen Empfehlungsbriefen aus Wien, aufgetreten, als ein Herr von Aschen, ein reicher

junger Edelmann, der jetzt auf Reisen ist. Brausen hält sich schon seit vier Wochen hier auf; er und der angebliche Herr von Aschen haben einander aber erst in unserm Hause kennen lernen. Es hat ihm Mühe gekostet, ehe er mich dahin bringen konnte, meine Rolle zu übernehmen. Ich spiele sie indeß nur mit Zittern. Lebe wohl.

16.

***.

Alles ist in vollem Gange. Lenzner und der Baron sind vertraute Freunde. Jener meint, dieser mache Jagd auf meines Mannes Vermögen, und hat ihm das sogar in's Gesicht gesagt, als der Andre ihm, wie in Scherze, Schuld giebt, daß Er, Lenzner nehmlich, auf mich Jagd mache. Lenzner leugnet; aber der Baron sagt mit einem schlechterdings unwiderstehlichen Zutrauen: „ich glaube, Herr Lenzner, wir Beiden sollten von

einander entweder gar nichts, oder alles wissen. Sie lieben die junge, schöne Kriegesräthin. Ist denn das so etwas Außerordentliches? Nur fürcht' ich, der junge Windbeutel, der Herr von Aschen, wird Ihnen im Wege seyn."

Lenzner lächelt, und will zwar nicht gestehen, leugnet aber auch nicht. — Und Ihre Freundschaft für den Kriegesrath, Herr Baron? fragt er.

„Ich hoffe, Sie sollen von meinem Plan auch nicht einen Strich errathen haben," erwiedert Brausen.

Nun sagt ihm Lenzner, was er denkt. Brausen lächelt und erwiedert: „Jetzt kennen wir einander, ob Sie gleich das Rechte nicht getroffen haben. Ich bin reicher, als der Kriegesrath. Aber — einen Plan habe ich allerdings, und ich mache es zu einer Aufgabe für Ihren feinen Kopf, herauszubringen, welchen." —

Lenzner hat dem Baron seitdem wirklich gestanden, daß er in mich verliebt sey; — doch, wie es sich von einem so vorsichtigen

Heuchler erwarten ließ, erst nach einer Menge von gegenseitigen Vertraulichkeiten. Brausen hat Lenznern seine angeblichen Grundsätze entdeckt, die Grundsätze eines feinen, weltklugen Schurken, der alles für sein Vergnügen thut, und gar nichts für Andre. — („Und dennoch,“ setzte Brausen, als er mir das erzählte, hinzu — „dennoch trauet mir dieser Elende. Sehen Sie, Johanna, so dumm rennt dieser listige Kopf in ein so grob gestricktes Netz!“) — „Wie weit sind Sie mit der jungen Frau?“ fragt er ihn nach dem Geständnisse. Lenzner erzählt. „Herr, und Sie wissen von einer so unbesonnenen Frau gar keine Schwäche, die Sie zu verschweigen, oder auch keine von dem Manne, die Sie zu verrathen hätten?“

Nun erzählt Lenzner von Luisen, und wie er es angefangen habe, meinen Mann zu einem Vergehen mit dem Mädchen zu verleiten.

„Recht gut! recht sehr gut! — Und das gelang nicht? Da müssen Sie etwas versehen haben. Das gelang nicht?“

Ich kann die Sache nicht benutzen; denn, leider! hat mich das Mädchen beinahe errathen, und mir gedrohet, alles zu entdecken.

„Der Herr von Aschen,“ sagt Brausen, „wird ihnen zuvorkommen, wenn Sie länger so zögern.“

Das wird er nicht, sondern mir den Weg bahnen, erwiedert Lenzner lächelnd.

„Wahrhaftig, ja!“ ruft Brausen; „das ist ein feiner Gedanke! Aber der Mann wird eifersüchtig werden; und was dann?“

Er soll es nicht eher werden, als bis es für ihn zu spät, und für mich eben recht ist, um den Windbeutel zu verscheuchen. —

So weit ist Brausen mit Lenznern, und auch ich bin mit meinem verkleideten Liebhaber schon recht weit. Wir spielen zusammen, und ein sehr hohes Spiel, worin er immer glücklich ist. Brausen macht gewöhnlich den dritten Mann. Wir verlieren Beide, und bezahlen dem Herrn von Aschen große Summen baar und richtig.

Ich habe das meinem Manne gesagt. Er lächelt und giebt mir Geld. Aber, troß sei-

nem Grundsatze, daß Eifersucht die gemeinste aller Leidenschaften sey, trotz der Behauptung, die er, so wie Lenzner und Brausen, mir täglich wiederholt, daß die Untreue einer Frau gegen ihren Mann, als etwas höchst Unbedeutendes, nicht der Mühe darüber zu reden, lohne — fange ich doch an zu bemerken, daß mein Mann nicht frei von Eifersucht ist.

Ich aber bin sorglos und flattere mit meinem hübschen jungen Liebhaber umher. Lenzner sieht unserem Spiele triumphirend zu; mein Mann sagt mir frostige Lobsprüche über mein genialisches Leben. Ich lache ihnen Beiden in's Gesicht, und hüpfe dem Herrn von Aschen entgegen, der mir irgend eine neue Posse bringt.

Alles geht vortrefflich, wie es gehen soll. Ich verschwende ungeheure Summen in dem Spiele mit Aschen. Gegen mich hat er Glück; dagegen pointirt er aber an der Pharao-Bank im Spiel-Club so unglücklich, daß er das Meinige verliert, und sein Geld dazu. Er hat einen neuen Wechsel aus Wien bekom-

men und ihn meinem Manne zum Eincassiren gegeben. Mein Mann borgt Ein Kapital nach dem andern auf Hypothek; und wenn wir es noch drei Monathe so forttreiben, so weiß ich nicht, ob er dann noch viel Hypothek zu verschreiben, oder viel Pfand zu geben haben wird.

Dafür bin ich aber jetzt die liebenswürdigste Frau in ganz ***: eine Grazie, eine poetische Natur, ein genialisches Weib (um das sich alle junge Gecken drängen), ein Weib, auf das alle Nationen in der Welt stolz seyn könnten. Und — guter Gott! wenn es wahr wäre, wie es doch wahr seyn könnte, so liesse ich meine Kinder unter den Händen der Domestiken verderben, zerstörte das Vermögen und die Ehre meines Mannes, und beschwerte mein Gewissen. O guter Gott! welche thörichte Menschen!

Während ich so unglücklich zu spielen scheine, spielt mein Mann wirklich unglücklich, nur nicht so hoch, wie ich. Er ist in Geldverlegenheit. Der Baron Braun merkt das durch eine Indiskretion von mir, und

erbietet sich auf die artigste Weise von der Welt, meinem Manne eine große Summe vorzuschießen. Sieh, so geht meines Mannes Geld von ihm zu mir, dann zu Aschen, zu Brausen; von diesem wieder zu meinem Mann, und endlich zu mir.

Mein Mann läßt denn doch bisweilen schon ein Wort fallen von Sparsamkeit, von der Gefahr und dem Nachtheile des hohen Spieles. Ich lache darüber ganz laut. Aber, bester Mann, sage ich, eben das hohe Spiel liebe ich leidenschaftlich. Ich möchte wohl einmal um die Europäischen Thronen spielen können! Sieh, wenn auf Einer Karte alles steht, alles, und ich nun, dem leidigen Schicksale zum Trotz, muthig das entscheidende Blatt aufschlagen sehe, das mich arm oder reich macht: das nenne ich spielen! Geh doch mit dem unleidlich armseligen Spiel um Nüsse, oder so etwas!

„Aber, meine theure Johanna,“ erwiederte er lächelnd; „kannst du die Zukunft beherrschen?“

Wenn auch nicht! sagte ich muthwillig:

nun, so wird sie mich beherrschen; und läuft das nicht auf Eins hinaus? Ist es nicht einerlei, ob dem Bettler vor der Thüre der Hunger oder ein philosophischer Grundsatz sein grobes Brot würzt? Doch so weit ist es mit uns noch lange nicht! — Damit hüpfte ich fort, und mein Mann stand da mit einem nachsinnenden Gesichte. Es thut mir in der Seele weh, daß ich ihn mit diesem Gesichte muß stehen lassen; aber — „Sie müssen!" sagt Brausen: „er soll sehen, wohin sein Weg am Ende führt!"

17.

***.

Mein Mann ist eifersüchtig, und die große, entscheidende Minute nähert sich. Ich gehe, ich fahre nur mit Aschen; er besucht mich, wenn ich ganz allein in unserm Garten bin. Mein edler Herr Lenzner schleicht leise hinter uns her, wie ein Taschendieb, und besticht

mit seinem guten Gelde Gärtner, Gärtnerin, Bediente, alles was mich umgiebt, und ich sehe an seinem triumphirenden Gesichte, daß er mich nun in seinem Netze zu haben glaubt. Er fängt an dreister gegen mich zu werden. Noch gestern hielt er mir eine lange Rede über die Pflicht einer klugen Frau, vorsichtig mit ihren Liebhabern umzugehen, damit ihr Geheimniß der Welt und ihrem Manne verborgen bleibe. Ich stellte mich unruhig, verwirrt, dann trotzig, zuletzt aber wieder demüthig. Er faßte meine Hand, und ich ließ sie ihm. „Will," sagte er nun recht angenehm — „will dieser freie, nicht alltägliche Geist, wollen Sie, liebe Kriegesräthin, nun bald Zutrauen zu einem Manne fassen, der Ihnen schon längst voraussagte, daß Sie die Ketten eines alten Vorurtheils bald zersprengen würden?"

Ich schlug, wie erröthend, die Augen nieder, und er gestand mir nun ganz offen, daß er mich schon so lange liebte, als er mich kennte.

Sie sind nicht gescheidt! gab ich ihm lächelnd zur Antwort, und lief davon. —

Mein Mann verreis'te mit dem Baron Braun, um einer Geld-Anleihe willen. Ich traf nun sogleich, ganz heimlich, alle Anstalten, die Nacht in dem Garten zuzubringen. Lenzner sieht und erfährt aber alles, ganz nach meinem Wunsche. Auch der Herr von Aschen muß nun sagen, er wolle verreisen, und er fährt wirklich am hellen Tage mit Postpferden aus der Stadt. Am Abend aber ist er wieder da. Ich stelle mich krank, und am Abend gehe ich heimlich nach dem Garten, nur in Begleitung des alten Jakob, der mir, trotz allem, was er sieht, dennoch treu ist, weil er — was ich ihm noch belohnen muß — an wahre Weiblichkeit, an Tugend glaubt. Um zehn Uhr kommt Aschen in einen Mantel gehüllt, dem Lenzner auf dem Fuße nachfolgt. Ich lasse ihn in den Garten, und sie — ich muß den vermeinten jungen Mann sie nennen; das Er will gar nicht aus der Feder! — und sie, das liebe fröhliche Mädchen, bleibt die ganze Nacht

bei mir. Lenzner stand, wie wir bei dem hellen Mondschein deutlich sehen konnten, lauernd an der Hecke. Am folgenden Morgen, noch ehe die Sonne aufgeht, lasse ich meine Freundin wieder zum Garten hinaus schlüpfen. Wir glaubten, Lenznern noch auf seinem Posten zu finden; er hatte sich aber entfernt. Doch, so wie ich wieder in das Bosket trete, kommt der edle Herr mir heiter entgegen. Ich suchte und stammelte eine Entschuldigung meines frühen Aufseyns. Er sah mich lächelnd an, und küßte meine Hand mit dem vollsten Triumphe eines glücklichen Jägers, der seine Beute nun endlich erhascht hat. „Kann denn dieser schöne Mund," sagte er, „nicht endlich einmal die süßeste Schwäche des Lebens und des Herzens gestehen! Ein Zufall führte mich gestern in die Nähe Ihres Gartens. Ich sah einen Mann, den seine Kleidung und sein Gang verdächtig machten, um den Garten her schleichen. Sie waren ohne Gesellschaft hier, das wußte ich. Kann nicht ein entschlossener Dieb...? dachte ich. Genug, ich war für

Sie besorgt, und blieb die Nacht hier im Bosket. Ich hatte mich geirrt; denn Sie selbst haben den Dieb, den glücklichen Dieb, wieder aus der Thüre gelassen. Oder — hätte ich das etwa nur geträumt?"

Das haben Sie, sagte ich heftig, riß mich von ihm los, und sprang durch das Bosket in das Haus. Nach einigen Stunden ließ er sich bei mir anmelden; ich war krank. Er mußte gehen, ohne mich gesprochen zu haben. Den Mittag aber hatte er ein Billet von mir, worin ich alles leugnete und ihn ersuchte, seinen seltsamen Irrthum fahren zu lassen. Er ließ sich wieder melden, und ich nahm seinen Besuch wieder nicht an, weil ich krank war, oder krank seyn wollte. Nun schrieb er mir, daß ein Paar Worte von mir ihn aus seinem Irrthume bringen könnten, und daß ich ihn gegen Abend nur fünf Minuten anhören möchte. Auch das schlug ich ihm ab, bat ihn aber in meiner schriftlichen Antwort, meinem Manne seinen Verdacht, der uns auf immer entzweien könnte, zu verschwei-

gen. Er suchte sich nun auf mancherlei Art bei mir einzudrängen; doch ich hatte alle Maßregeln genommen, daß er mich nie unter vier Augen sprechen konnte; denn, ich wollte ihn dahin bringen, daß er schriebe.

Endlich schrieb er wirklich; er hatte ja meine Billets, und glaubte völlig sicher zu seyn. So entdeckte er mir seine Liebe, und machte meine Gegenliebe zum Preise seiner Verschwiegenheit. Ich antwortete wie eine beleidigte Frau, die aber freilich kein recht gutes Gewissen hat. Er antwortete, und bat aufs neue um Gehör, das ich ihm aber bestimmt abschlug. Endlich schien ich nachgeben zu wollen; indeß verschanzte ich mich hinter der Treue meines Mannes gegen mich. Ich könnte, schrieb ich ihm, meinen Mann, der mich so treu und herzlich liebte, nicht betriegen. Da schrieb er mir abermals, und — war zu meiner größten Freude gefangen. Er entdeckte mir meines Mannes Geschichte mit Luisen.

Auf dieses Billet antwortete ich ihm nicht. Nun kam er, und ich ließ mich von

ihm unter vier Augen sprechen. Er war entzückt, begeistert von Freude und Wollust; ich aber wollte mich ausschütten vor Lachen über seine Liebesbetheurungen. Endlich wurde er ernsthaft, immer ernsthafter; und ich — lachte immer stärker. „Schöne, lustige Frau," sagte er endlich erbittert; „sehen Sie denn nicht ein, daß Sie in meiner Gewalt sind?"

Hahaha! seltsamer Mensch! haben Sie mich denn nicht selbst gelehrt, daß dieses das Schlimmste ist, was einem Menschen begegnen kann? Aber — wie wäre ich denn in Ihrer Gewalt? Wie, auf welche Weise! Hahaha! Ueber den klugen, weisen Mann!

„Ich habe Ihre Billets!" (Das sagte er ernsthaft und bitter.)

Und ich die Ihrigen! erwiederte ich, immer lachend; das läuft auf Eins hinaus. Ha, mein guter Herr, daran dachten Sie nicht, als ich keine Lust hatte, mich von Ihnen sprechen zu lassen! —

Er stand einen Augenblick verdutzt und verlegen da. Ich lachte, und zwar recht herzlich; denn ich hasse diesen Teufel von

einem Menschen, und freuete mich daher — es war doch wohl nicht recht! — über seine Verlegenheit.

„Hm!" sagte er endlich; „Sie haben sich doch verrechnet, schöne, listige Frau. Sie wissen nicht, wie weit ich gehen kann!"

Lassen Sie doch hören! wie weit denn? (Ich blieb ununterbrochen in meinem Lachen.)

„Ich lege Ihre Billets ganz kalt in ein Couvert, schreibe Ihrem Manne ein Paar Worte dazu, schicke ihm das Päckchen, und reise auf der Stelle ab, um niemals wiederzukommen."

Hahaha! — Elender, verächtlicher Mensch! dazu wären Sie boshaft genug, das weiß ich, wenn Sie nur Muth hätten!

Er rollte die funkelnden Augen, wurde bleich, und biß die Zähne zusammen. „Fühlen Sie denn nicht, Madame," sagte er stockend, „daß ich dahin gebracht bin, zu müssen, selbst wenn ich nicht wollte?"

(Ich, wieder lachend.) Fühlen Sie denn nicht, welche armselige Rolle Sie spielen? — Das thun Sie dennoch nicht. Sie können

ja nicht einmal meines Mannes Tisch und Börse entbehren, Sie elender, verächtlicher Schmarotzer!

Jetzt fuhr er heftig auf, so heftig, daß ich über seine blutgierigen, giftigen Blicke erschrak. Doch schon nach einigen Secunden lächelte er wieder. „Ich bin nicht reich, aber doch, könnte ich wohl sagen, nicht so arm, als Ihr Mann jetzt schon i st, oder doch nach zwei oder drei Monathen s e y n wird. In der That, schöne Frau, Sie haben Sich in der Welt recht schnell gebildet! Wer sollte hinter diesen unschuldigen Taubenaugen so feine Kombinationen suchen! Nur Schade, daß Sie sich dennoch verrechnet haben! Madame, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich Sie haben, oder — unglücklich machen werde."

„Elender, niedriger Mensch! und so einfältig als niedrig! Sie sagen meinem Manne, was Sie wissen. Ich gestehe, bei Thränen der Reue, daß Sie Recht haben. Aber, setze ich dann hinzu, was habe ich denn gethan? Mich gehen lassen; ich bin der allgebietenden

Stimme der Natur gefolgt. Hat denn nicht mein Mann selbst die Entschuldigung, die Rechtfertigung, mir hundertmal in den Mund gelegt? Was will er machen!

„Das, Madame, sollte Ihr Mann sagen, damit Sie Muth bekämen, von der verbotenen Frucht zu essen; das sagte er, weil ich es so wollte. Begreifen Sie denn nicht, daß nur Er durch diesen Grundsatz eine Freiheit haben wollte, die er Ihnen niemals bewilligen wird? Sehen Sie denn nicht, wie eifersüchtig er jetzt schon ist? Aber wenn auch! wenn auch! Könnte er wirklich so albern gutherzig seyn — fühlen Sie endlich, liebe Frau, wie sehr ich Sie in meiner Gewalt habe! — so zeige ich Ihre Billets in zehn Häusern vor. Dann ist Ihre und Ihres Mannes Ehre unwiederbringlich verloren. Meinen Sie, er würde Ihnen auch das verzeihen?"

O, niederträchtiger Verräther! Abschaum aller verächtlichen Menschen! Aber — setzte ich nach einer Pause lachend hinzu — Sie sind doch in der That nicht gescheidt, Herr

Lenzner, und werden wohl daran thun, wenn Sie mich mit Ihren albernen Einfällen verschonen. — So ließ ich ihn verdutzt stehen, und lief lachend davon.

Der Bube kam, Trotz dieser derben Lection, dennoch wieder, und war schmeichlerisch, geschmeidig. Brausens Tochter, oder Herr von Aschen, war bei mir. Ich flisterte mit ihr, und der Bösewicht konnte leicht merken, daß wir über ihn spotteten. Er näherte sich. Wir neckten ihn Beide auf eine sehr lustige Art, so daß er wirklich unser Fangball wurde. Ich weiß nicht, was bei ihm größer war, sein Erstaunen über mich, oder seine Wuth. Gleichviel! Genug, er wurde bestraft, und ich sah meine Freude an seinem Befremden, an seinem Erstaunen darüber, daß ich ihn nicht fürchtete, sondern verspottete.

18.

***.

Endlich, liebe Marie; endlich! Mein Mann kam zurück, und ich trieb, zu Lenzners größtem Erstaunen, meinen Liebeshandel immer offener. Ich wußte, daß mein Mann einen guten Wechsel auf tausend Louisd'or in seinem Pulte hatte. Er gab mir den Schlüssel dazu, als ich Geld forderte, und sagte in einem ernstlichen Tone: „Nimm dir, was du brauchst; aber — denk' an die Zukunft!" Ich nahm den Wechsel, der erst nach vier Wochen fällig war, und borgte noch tausend Thaler von Brausen dazu. Nun wurde ein Gerücht ausgesprengt, daß Aschen im Spiel ganz ungeheuer verloren habe. Brausen war der Urheber des Gerüchtes, und schüttelte selbst den Kopf, als er es in meines Mannes Beiseyn erzählte.

Mein Mann saß im Fenster, und käuete an den Nägeln, sah finster vor sich hin, und antwortete nicht eine Sylbe. Ich bedauerte den armen Aschen in Ausdrücken

der größten Theilnahme und Zärtlichkeit, worüber denn mein Mann noch verdrießlicher wurde. Braun las mir nun ein wenig den Text über meine Spielsucht. „Es kann nicht so fortgehen!" sagte er; „glauben Sie mir das, Madame! — so unmöglich; oder Ihr Mann ist verloren!" (Lenzner stand in einer Ecke, und heftete die Augen starr auf mich.)

Ich antwortete dem alten Brausen: Mein Mann ist reich, sehr reich! Was Sie da sagen, sind nur Possen. Der arme Aschen! Er war in so großer Verlegenheit!

„Ich bin nicht so reich, liebe Frau, wie du meinst!" sagte mein Mann, sehr finster. „Sey doch so gut, einmal die Summen zusammen zu rechnen, die du in diesem Unglücksjahre verthan hast!"

Welche Summen? Ein Paar tausend Thaler, und einige andere Summen, die du weißt... „Und die ich nicht weiß!" unterbrach er mich, immer finsterer.

Ich ging lachend zu ihm. Die du jetzt allerdings weißt, wie ich sehe. Wer hat

mich denn verrathen? (Ich sah Lenznern an.) Nun ja! ich habe mir die Pacht von deinem Gute vorschießen lassen, hin und wieder kleine Summen aufgenommen, ein Paar Rechnungen noch nicht bezahlt, und mehr dergleichen.

„Liebe Frau," sagte Braun, „das nennen Sie: kleine Summen? Bei den Juwelieren, bei dem Galanteriehändler, bei den Krämern ist nichts bezahlt, nicht einmal bei dem Weinhändler, dem Fleischer, dem Bäcker."

Armselige Kleinigkeiten!

O, mein Gott!" sagte mein Mann, aufspringend; „ist das möglich, Johanna! wirklich möglich?"

Warum denn nicht? erwiederte ich, und küßte ihn auf den Mund. So arm bist du nun wohl nicht, daß wir nicht auf dem jetzigen Fuße sollten fortleben können! Wo noch Wechsel von tausend Louisd'or in des Mannes Pulte liegen, wie bei dir, da kann die Frau sich wohl ein wenig gehen lassen.

„Bei Gott! das Letzte, um nur die drin-

gendsten Schulden zu bezahlen. Meine Umstände sind zerrüttet."

„Sehr zerrüttet!" setzte Braun hinzu; „und mehr durch Ihre, als durch Ihres Mannes Schuld zerrüttet!"

Was Sie für Lärm machen! sagte ich nun, und stellte mich ein wenig ängstlich. Sonst hieß es: „ich bin reich. Der jetzige Augenblick ist mein. Genießen heißt leben." So sagtest du, lieber Mann. Ich habe deine Lehren befolgt; und nun fährt man auf mich los! — Ich nahm mein Schnupftuch in die Hand, und stellte mich, als ob ich weinte.

Mein Mann drückte mich an seine Brust, und sagte mit Herzlichkeit: „Johanna, sind wir nun auch arm — wenn nur ... dein Herz noch mein ist!"

Ich schlug die Augen nieder, und antwortete nicht. Aber ist es denn wahr? fragte ich: sind denn deine Umstände wirklich zerrüttet!

„Sie sind es stärker, als ich geglaubt habe, und als ich es dir sagen kann."

So bedaure ich, sagte ich ängstlich, daß

du

du mir davon nicht früher etwas gesagt hast. Denn gestern habe ich, im Vertrauen auf deine Güte, den Wechsel von tausend Louisd'or...

„Um Gottes willen! Was ist mit dem Wechsel?"

Er ist ... fort! Aber ich kann es nicht bereuen, daß ich ihn weg gegeben habe.

Mein Mann erblaßte. „Wer hat ihn? wer hat ihn?"

Das Unglück des guten Herrn von Aschen ... Er hatte auf sein Ehrenwort viel, sehr viel, verloren, und war in der größten Verlegenheit. Um ihn zu retten, gab ich ihm den Wechsel.

„Unglückliche!" rief mein Mann, ganz außer sich; „was hast du gethan! Diesem Elenden — diesem ... ihm gabst du ...?"

Schone doch mein Gefühl! sagte ich; du beleidigst einen jungen Mann, den ich zu achten mich gezwungen fühle, den ich...

„Heraus!" rief mein Mann mit funkelnden Augen; „nur heraus mit meiner Schande! den du liebst? liebst! Nicht wahr?"

Verräther! elender Verräther! rief ich, mich an Lenznern wendend, der vor Schrekken aufsprang. O, ich weiß, setzte ich sanfter hinzu, Lenzner hat dir meine Leidenschaft für diesen edlen jungen Mann verrathen.

„Leidenschaft? Himmel und Hölle!" (Mein Mann wurde blaß, und zitterte.)

Ich bin sehr unglücklich! (Dabei that ich, als ob ich weinte.) Erst war die Untreue eines Weibes eine schöne Schwäche; und nun — nun — Ich bin sehr unglücklich! Sind das nicht deine eigenen Worte? Warum zürnst du nun so auf mich!

„Schrecklich! entsetzlich!" rief mein Mann, sich abwendend.

Ich fuhr, verstellt weinend, fort: Was habe ich denn gethan! Man riß mich mit Gewalt aus dem engen Kreise meiner Tugenden; man spottete über Liebe und Treue. Dein Freund Lenzner verfolgt mich mit seiner Leidenschaft. Der Horcher entdeckt meine Liebe. Er sieht den Herrn von Aschen eines Morgens ganz früh aus dem Garten von

mir weg gehen. Nun möchte er mich gern zu einer neuen Untreue gegen meinen Mann verleiten, und drohet mir, daß er meine Liebe verrathen will. Er hat sie verrathen, der Elende! —

Hättest du gesehen, Marie, wie dieser Bösewicht die Farbe änderte! wie er bald erblaßte, bald erröthete; wie alle seine Gesichtszüge sich gewaltsam verzogen; wie er sich wendete, um nur leidlich auszusehen!

„Höllische Betriegerei!" rief mein Mann, und sah bald auf mich, bald auf Lenzner.

Lenzner fing an zu reden, doch ganz ohne Zusammenhang. — Da lies! sagte ich, und gab meinem Manne Lenzners Billette.

„Ein Mann wie Sie," sagte Brausen nun, Lenznern auf die Schulter schlagend, „sollte nicht so verlegen werden!"

Lenzner schwieg, und sah ihn starr an. „Bei Gott!" sagte er endlich; „Sie haben den Verstand verloren, Frau Kriegesräthin! Sie sehen leicht, lieber Roth, daß ich..."

„Bösewicht!" rief mein Mann, völlig außer sich. „Elender Schurke! Kein Wort!

Ich bin vernichtet! O Johanna! wir sind unglücklich! Vorwürfe darf ich dir nicht machen; denn du weißt mein Vergehen mit Luisen. Doch, ich liebte dich immer; du aber liebst einen Elenden! O, du elender Verräther! elender Bösewicht!"

Deine Untreue an mir, sagte ich nun ruhiger, wußte ich längst. Ich hinderte dich nicht in deinem Vergnügen, lieber Mann. Du selbst, du allein hast mich verführt. Es sind deine eigenen Grundsätze, die ich ausgeübt habe. Ja, ich liebe, ich liebe! —

„Nein, bei Gott! ich liebte nur dich, Luisen auch nicht eine Minute. O, ich Unglücklicher!"

„In der That, sehr unglücklich!" sagte Braun; „denn, wenn Sie den Zusammenhang wüßten — Er, dieser Herr Lenzner, der dort in der allererbarmungswürdigsten Stellung steht, wie die Einfalt, die Dummheit, wie die ertappte vergebliche Bosheit..."

Hier wollte Lenzner aus dem Zimmer. „Nein!" sagte Braun; „Sie müssen doch die Entwickelung eines Schauspiels mit an-

sehen, dessen Fäden Sie zu leiten glaubten! — Lesen Sie diese Briefe!" Brausen gab meinem Manne Billette von Lenzner, aus denen sein ganzer Plan, mich zu verführen, hervorging, und die es deutlich machten, wie künstlich er meinen Mann zu seinem Vergehen mit Luisen verleitet hatte. Lenzner wollte jetzt schlechterdings fort. Brausen hielt ihn aber fest, und sagte: „Betrachten Sie doch die Sache wie eine Komödie! Hier — das ist augenscheinlich — muß man alles gerade heraus gestehen."

Lenzner stand aufs neue wie vernichtet da; er konnte Keinen von uns Allen begreifen. Mein Mann stand fast eben so da, und las Briefe an den vermeinten Baron, welche dieser listige Alte dem abscheulichen Lenzner abzulocken gewußt hatte. So klug Lenzner auch ist, so hatte er sich dennoch von Brausen überlisten lassen.

„Bösewicht! abscheulicher Teufel!" rief jetzt mein Mann. Lenzner wollte fort; Brausen hielt ihn aber aufs neue. „Wohin wollen Sie denn? Merken Sie denn nicht,

daß alles bloßer Scherz ist, und daß wir hier eine Komödie spielen, wobei wir Schauspieler und Parterre zugleich sind?" — Lenzner starrte ihn gedankenlos an, und schwieg.

Uebrigens, liebster Mann, sagte ich, und nahm ihn nun triumphirend in meine Arme — übrigens ist an der ganzen Sache weiter nichts wahr, als daß du einen schlechten Menschen zu deinem vertrautesten Freunde gemacht hattest, und daß deine Grundsätze zu weiter nichts taugen, als deine Frau zu verführen. Denn — hier machte ich die Thür des Nebenzimmers auf, und der Herr von Aschen trat, als Frauenzimmer gekleidet, herein. — Sieh, sagte ich nun zu meinem Manne, der, wie aus den Wolken gefallen, dastand — hier ist der Herr von Aschen, die Tochter des Herrn Baron von Braun, der übrigens eigentlich Brausen heißt, und eben der Mann ist, der mit der wächsernen Johanna, die mir so äußerst ähnlich sah, in der Welt herumzog. Hier sind deine Wechsel, dein Geld; denn ich verlor alles an dies liebe Mädchen, welches in Mannsklei-

dern — das kannst du doch nicht leugnen — noch allerliebster aussah, als jetzt. Deine Umstände sind nicht zerrüttet. Wir haben mehr als genug, um glücklich zu seyn, wenn wir einander noch lieben. Ich fiel ihm um den Hals, und er hielt mich schluchzend umarmt.

Lenzner stand noch immer da, wie erstarrt. Brausen schlug ihn auf die Schulter. „Haben Sie meinen Plan errathen? Nicht? Nun, es war eine Kleinigkeit. Ich arbeite, wissen Sie jetzt, in Wachs; und da habe ich Ihnen denn eine wächserne Nase gedrehet, mit der sie nun abziehen können.“ Lenzner ging zitternd, und mit niedergeschlagenen Augen, aus dem Zimmer und verließ die Stadt noch an demselben Tage.

Jetzt brachte Brausen Luisens Tochter herein, und sagte: „Das ist Ihre Tochter von Luisen!“ Ich nahm das Kind schluchzend an meine Brust, und rief: es ist auch meine Tochter! — „Mutter! Mutter!“ stammelte das Kind! Mein Mann kniete vor mir nieder, und sogleich auch ich v-

ihm. Liebe du mich nur, bester Mann; ich liebe dich, und werde dich ewig lieben.

„O, meine Johanna!" sagte er entzückt; „heiliger als jene! Wir werden glücklich seyn, durch einfache Liebe und einfachen Sinn!"

Wir sind es, Marie, wir sind es! Ich habe meine Kindheit wieder. Morgen ziehen wir bis zur Weinlese auf das Land. O, wie glücklich bin ich! Lebe wohl, und komm bald einmal zu uns! Du wirst mich so fröhlich finden, wie ich es in meiner Kindheit war.

II.

Rektors Minchen.

Ich will euch von Rektors Minchen erzählen, und von dem langen Taugenichts, den sie so lieb hatte. Auch kann ich das; denn sie ging in meinem Hause aus und ein, und wir Alle hatten sie lieb, ich beinahe lieber, als meine Frau es gern sah. Aber es ging mehreren Männern so! Hatten doch sogar die Weiber Minchen lieb, ob sie gleich schön war — „die Schönste in der gauzen Stadt!" (so sagte jede); „Eine ausgenommen!" (so dachte jede.)

Schon, wenn sie, als Kind, auf den Folianten Ihres Vaters saß und spielte, konnte man kaum die Augen von dem lieblichen Mädchen abwenden, das mit seinen Puppen Schule hielt, des Vaters gelehrten Ernst nachahmte, und den Puppen die Nahmen seiner Schüler gab.

Alles wächst, und so auch Minchen. Sie wurde zehn Jahr alt, und noch immer spielte sie mit ihren Puppen, wenn sie nicht in der Küche zu thun hatte; denn die Mutter des armen Kindes war früh gestorben, und die alte Haushälterin des Rektors, ein Erbstück von seinem Vater, erzog, so gutmüthig sie auch war, Minchen mit der ganzen Strenge und Ordnungsliebe ihres Herrn.

Daher mußte denn Minchen schon so früh in der Küche helfen, stricken, nähen, plätten — nicht wie ein Kind, sondern recht ernstlich. Sobald aber die Spielstunde schlug — (denn in dem Hause eines Rektors geht endlich jedes Vergnügen, wie jedes Geschäft, nach der großen Schulglocke) —, war Minchen auch ihr eigener Herr, und es fanden sich immer einige furchtsame, oder weichliche Seelen unter den Schülern, die lieber mit ihr spielten, als mit den andren Knaben. Als sie dann endlich vierzehn Jahre alt war, da wollten alle, Große und Kleine, mit ihr spielen; doch die alte Haushälterin schlug sich in's Mittel: sie überredete Minchen, daß

ein Mädchen, sobald es confirmirt wäre, nicht mehr mit Mannspersonen spielen dürfe.

„Curios!" sagte Minchen; „daß man das nicht mehr darf, wenn man gerade am meisten Lust dazu hat."

Die Alte schüttelte den Kopf. Auch das mußt du nicht sagen, Minchen! das schickt sich nicht. Ein Mädchen, das schon confirmirt ist, muß sich nichts mehr abmerken lassen. —

Minchen merkte sich das, und nahm sich vor, die gute Lehre zu befolgen; denn sie hatte Vertrauen zu ihrer alten Marie, die ihr ja, das sah sie augenscheinlich, von ganzem Herzen gut war. Aber, sich gar nichts abmerken zu lassen, das wurde Minchen von Tage zu Tage schwerer; denn die jungen Leute, die ihr Vater unterrichtete, waren auf jedem Schritte, den sie that, hinter ihr her. Ging sie in den Garten, so lagen in allen Fenstern Köpfe mit Augen, die jede ihrer Bewegungen beobachteten. Jetzt wurde die Botanik das allgemeine Lieblings-

Studium; denn der botanische Garten des Gymnasiums stieß an Minchens Blumengarten. „Hat sonst immer nicht glücken wollen mit der Botanik," sagte der Rektor zu seinen Kollegen; „aber jetzt sind die jungen Leute, wie toll, hinter diesem Studium her, und versäumen darüber manches Andre. Nun, ich bin wohl damit zufrieden; denn es ist ein schönes, edles Studium, die Botanik!" — Er und seine Kollegen untersuchten nun recht gelehrt, woher der Enthusiasmus der jungen Leute für die Pflanzenkunde wohl kommen möchte. Minchen hätte beinahe die, zehn Zoll langen, Manschetten ihres Vaters verbrannt, die sie plättete: so lächerlich kam ihr die Untersuchung der gelehrten Herren vor!

Der Rektor entschloß sich aus Liebe zu seinen Schülern, väterlich sein kleines Gärtchen ihrem Fleiße aufzuopfern. Minchen stritt dagegen; sie richtete aber durch ihre Vorstellungen nichts aus, und daß sie die Blume war, welche die Schüler studierten, durfte sie doch ihrem Vater nicht ent-

decken. Die alte Marie hatte ja gesagt: ein Mädchen, das schon confirmirt ist, muß sich nichts mehr abmerken lassen!

Das Gärtchen wurde mit zu dem botanischen Garten geschlagen. Minchen ging nun nicht mehr hinein; und — auf einmal war der Eifer der jungen Leute für die Botanik verschwunden. „Sonderbar!" sagte der alte Rektor; „wie in aller Welt mag das zugehen!" Dies Mal aber lachte Minchen nicht; denn sie hatte über den kurzen Eifer der Gymnasiasten ihr Gärtchen mit der schönen Laube verloren.

Der Kantor des Gymnasiums machte die Entdeckung, daß Minchen eine wahre Nachtigallenstimme hätte; denn Minchen trillerte, wenn im Frühjahr die Lämmer, die Frösche, die Nachtigallen, die Finken, ihr Chor anstimmten, mit ihrem frohen Triumphgesange laut dazwischen, als wäre sie selbst eine brütende Nachtigall. So mußte sie denn mit des Kantors Töchtern singen lernen; und sogleich meldeten sich sehr viele Schüler zu den Singestunden. Marie meinte, ein Mäd-

chen, das schon confirmirt sey, dürfe kein Duett mehr mit einem jungen Menschen singen. — „Aber wenn es nun ein Choral ist?" fragte Minchen unschuldig.

Und wäre es auch ein Bußpsalm — ich sage dir, Minchen, es geht nicht! Das darf nicht geschehen! —

Minchen sang ihre Triumphpsalmen wieder für sich allein, und die Singestunden nahmen bald ein Ende. Aber es that dem jungen Mädchen doch wohl, wenn sie sah, wie die jungen Leute hinter ihr her waren; wenn ihr im Februar Dieser eine blühende Rose, und Jener einen Topf mit Maiblumen in das Fenster stellte. Es that ihr wohl, daß Sonntags, wenn sie mit dem Vater in die Kirche ging, die jungen Leute überall hinter den Pfeilern und Thüren, an allen Ecken, standen, und sich Mühe gaben, dem Blicke des alten ernsten Rektors zu entgehen, dagegen aber die Blicke seines Minchens auf sich zu ziehen. Es that ihr recht wohl, ob sie gleich erst vierzehn Jahr alt war; aber sie ließ sich, nach Mariens Rathe,

von keinem abmerken, daß es ihr wohlthat. Freundlich war sie immer, und verbeugte sich vor Jedem recht tief; aber sie schlug die schönen lachenden blauen Augen vor sich nieder auf den Weg. Es that ihr wohl, wenn ein hübscher junger Mensch, von dem ihr Vater, der eben nicht leicht lobte, selbst sagte: in dem steckt etwas! der wird ein Licht werden seinen Freunden, und eine Leuchte der Welt! — es that ihr wohl, wenn so eine Leuchte der Welt ihr gegenüber am Kirchpfeiler stand und verstohlen nach ihr hinblickte; doch abmerken ließ sie es sich nicht. Sie sang mit ihrer Nachtigallenstimme das Kirchenlied Sylbe für Sylbe mit, und verwendete dann kein Auge von dem Prediger auf der Kanzel; oder wenn denn auch ja die Leuchte der Welt ihr gegenüber sie einmal in einer langen Periode des Herrn Superintendenten um den Zusammenhang brachte, so meinte sie: je nun, das hätte so viel eben nicht zu bedeuten, und den hübschen jungen Menschen einmal anzusehen, wäre wohl angenehmer, als

mit den Augen immer und ewig an dem runden Vollmondsgesichte des geistlichen Herrn zu hangen; aber — abmerken ließ sie sich das nicht.

Minchen war zur Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt; und als sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, das Alter, worin jedes Mädchen in der Haushaltung mitzureden anfängt — von den Gelehrten fangen viele in ihrem ganzen Leben nicht an, mitzureden, wenn sie nicht etwa das Recensenten-Handwerk treiben (wo sie es aber nur thun, ohne ihren Nahmen Preis zu geben) — als Minchen das funfzehnte Jahr erreicht hatte, fing sie an, ihres Vaters Studierzimmer aufzuräumen, die Bücher, die er gebraucht hatte, wieder wegzustellen, seine Papiere in Ordnung zu halten, und so weiter. Dabei lernte sie denn viele Büchertitel kennen, so daß sie, wenn der Vater ihr auftrug, den Xenophon zu holen, ihn wohl fragte: die Memorabilien, die Cyropädie, oder die Anabasis? und daß der Vater sich etwas darauf zu gute that, eine so gebildete, fast gelehrte, Tochter

zu haben, die ihm manchen Gang und manches Steigen nach seinen Büchern ersparte. Nicht lange, so konnte er Minchen allein mit diesem oder jenem Schüler, der ein Buch haben wollte, in die Bibliothek schikken; und nun wurden auf einmal alle Schüler gelehrte Bücherfreunde. Jeder wollte von dem Herrn Rektor ein Buch geliehen haben. Der Vater rief dann Minchen, die mit ihrer Nätherei am Fenster saß, und sie ging mit dem jungen Menschen in die Bibliothek.

„Minchen!" sagte der Vater vergnügt; „es fängt ein guter Geist an in der Schule zu herrschen. Sonst fragte nicht ein einziger Gymnasiast nach Büchern; doch jetzt? Jeder will ein Buch haben, und ich muß mich nur wundern, wie die jungen Leute mit dem dicksten Quartanten oder Folianten so schnell fertig werden. Es ist ein ganz stupender Fleiß!" — Minchen lächelte; doch abmerken ließ sie es sich nicht, auch von ihrem Vater nicht, welch ein guter Geist es war, der jetzt in der Schule herrschte. Man legte heimlich Verse zu ihrem Lobe auf ihren Sitz,

man brachte ihr Nachtmusiken; und sie las die Verse, sie hörte die Nachtmusiken mit dem angenehmsten Herzklopfen. „Schade," dachte sie, „daß es uns Mädchen, die wir schon confirmirt sind, nicht erlaubt ist, uns abmerken zu lassen, wie wohl uns das alles gefällt! Die guten Menschen! O, wie angenehm ist das Leben! wie sehr angenehm!"

Minchen sah doch auch wohl zuweilen in ein Buch, wenn es recht hübsch eingebunden und Deutsch war; denn eine andere Sprache verstand sie nicht. So hatte sie denn in ihres Vaters ziemlich zahlreicher Bibliothek doch wohl ein Dutzend Bücher zusammengefunden, von denen sie mehr wußte, als den bloßen Titel. Bei dem Lesen befolgte sie denn treu die Lehre, welche ihr Vater jedem Schüler gab: „nicht viel, aber oft dasselbe zu lesen, und noch öfter über das Gelesene nachzudenken!"

Sie übte diese Regel, und befand sich wohl dabei. In jedem Buche, das sie las, (fast nur Uebersetzungen von alten klassischen

Schriftstellern) gab es für sie etwas zum Nachdenken, oder wohl gar zum Nachgrübeln. Sie bekam, ehe es sich ihre Marie versah, über manche Dinge recht helle Begriffe, welche die Alte gern bis in das achtzehnte Jahr, oder noch weiter hinaus, verwiesen hätte. Plutarchs Lebensbeschreibungen, von Schirach übersetzt, gaben ihr so gut eine Erklärung von dem frohen Klopfen ihres Herzens, als es der beste Roman hätte thun können; aber — sie ließ es sich auch von Marien nicht abmerken, daß sie die Bibliothek ihres Vaters plünderte. Freilich hätte sie am Ende die Ursache dieses frohen Klopfens, auch ohne Bücher, ihrem eigenen Herzen abgemerkt. Nun erst war sie recht heiter und fröhlich. Ihre Triumphpsalmen wurden jauchzender, ihre Wangen noch blühender, ihre Augen noch strahlender, doch zugleich auch frömmer.

Des Konrektors Töchter hatten Männer, die ehemals als Schüler auf dem Gymnasium gewesen waren; des Quintus Töchter gleichfalls. So konnte denn Minchen nicht

einsehen, warum nicht auch sie, des Rektors Tochter, einmal einen von den jungen Leuten heirathen sollte, die so hinter ihr her waren. Dieser Gedanke gab ihren Empfindungen, ihren Vorstellungen, ihren Wünschen, ihren Planen, ihren Hoffnungen, einen gewaltigen Schwung. Sie sah sich die jungen Leute darauf an — nicht mit Unruhe, nein, mit einem so gleichgültigen Lächeln, einem so ruhigen Schlage ihres Herzens, als wäre von der Wahl eines Bandes die Rede. Ihre Gleichgültigkeit schien ihr selbst etwas sonderbar, und sie schüttelte bedächtig das Köpfchen darüber. Nun sprach sie doch zuweilen ein Paar Worte mit diesem oder jenem jungen Menschen, den ihr Vater eine „Hoffnung des Vaterlandes," eine künftige „Leuchte der Welt" nannte. Aber bald dachte sie: das Vaterland muß etwas Anderes hoffen, als ich armes Mädchen; denn mein Herz schlägt doch nicht ein wenig. — Und das Herz — das hatte sie sich nun einmal in ihr Köpfchen gesetzt — mußte recht stark schlagen, wenn sie Den

sähe, den sie lieben sollte, so wie des Tigranes Frau ihren Mann, deren Geschichte sie im Xenophon gelesen hatte.

Sie sprach zuweilen mit einem jungen Menschen, dem ihr Vater Privat-Unterricht gab, und den er „ein Licht der Welt in spe" nannte. Es that ihr wohl, wenn der junge Mensch so blöde vor ihr stand, sie verstohlen anblickte, seufzte, und, so oft sie einmal hustete, zwei Schritte ging, oder irgend eine Bewegung hinter ihm machte, sogleich aus dem Texte kam. Es that ihr wohl; aber sie fühlte, daß auch sie eben so aus dem Texte kommen, eben so blöde seyn, und eben so seufzen müsse, wie Er, wenn sie glauben solle, daß er für sie bestimmt sey. Es fehlte ohne allen Zweifel etwas, und so sah sie ihn nunmehr immer so gleichgültig an, wie ihren Haubenkopf. Sie hatte es richtig getroffen; die Privat-Lectionen hörten bald wieder auf.

So verlor sie Einen Liebhaber nach dem andern. Was sollen die armen Seelen zappeln und sich quälen, und hinter mir drein

laufen! dachte sie. Fliegt hin in die weite Welt; ich und Ihr — wir sind nicht die Rechten für einander. Sie machte so lange ein ernstes, kaltes Gesicht, bis der Liebhaber davon ging.

Rektors Minchen ist schön, sagten die jungen Leute; aber kalt wie Eis, ohne Seele, wie eine Bildsäule: es fehlt ihr an einem Herzen. Sie erfuhr das. Arme Seelen! sagte sie: warum wollten wir einander lange Weile machen! Der Rechte wird sich wohl noch finden.

Marie meinte nach gerade denn doch, Minchen wäre allzu strenge, und stellte ihr des Konrektors und des Quintus Töchter als Beispiele vor. „Ich thue, was ich kann, liebe Marie," antwortete Minchen; „aber es will nicht gehen: meine Stunde ist noch nicht gekommen." — Laß sie nur nicht vorübergehen! sagte Marie bedenklich.

Das machte Minchen ein wenig unruhig; aber sie wußte in ihrem Betragen nichts zu ändern, ob sie gleich jetzt schon beinahe sechzehn Jahre alt war.

Minchens Vater wußte von dem allen nichts. Wie hätte er es auch erfahren sollen! Er verwendete alle Zeit, die ihm seine Schularbeiten übrig liessen, zu seinem Kommentar über des Tacitus Germania: eine ungeheuer gelehrte und weitläuftige Arbeit, worin der Text am Ende schwamm, wie ein Inselchen im Weltmeere. Minchen schien ihm noch ein Kind, und wenn ihm ja einmal etwas ahndete, so las er ihr das: nec virgines festinantur; pares validaeque miscentur, *) seines Tacitus mit erhöheter Stimme in einer Deutschen Uebersetzung vor. Mehr sagte und that er nicht; und das, meinte er, wäre hinlänglich. Minchen aber dachte: so war es ehemals; andere Zeiten, andere Sitten! und sie fand es gar nicht strafbar, daß sie schon im siebzehnten Jahre, und nicht erst im vier und zwanzigsten, an den Traualtar dachte.

Es studierte jetzt ein Mensch auf dem

*) Die Jungfrauen werden nicht übereilt; im rechten Alter, bei voller Kraft, verheirathet man sie. Cap. XX.

Gymnasium, den der Rektor und das ganze Städtchen „den langen Taugenichts" nannten. Schade um den Menschen! denn er war schlank wie eine Tanne; unter seiner hohen, offenen Stirn funkelten ein Paar schwarze, große Augen, und unter der schönen Griechischen Nase war ein Mund, wie ihn die Mädchen gern sehen, so recht zum Küssen gewölbt; und auf den zarten, lieblich gefärbten Lippen schwebte ein so sanftes, angenehmes Lächeln, daß sie dadurch noch einmal so schön wurden; und den rothen, glühenden Wangen hätte kein Mensch Nachtschwärmereien, die man ihm Schuld gab, ansehen sollen. Freilich, so viel Böses man von dem jungen Menschen auch sagte, so hatte er doch eine Menge Freunde, die mit inniger Liebe an ihm hingen. Dahin gehörten unter andern mehrere arme Familien, mit denen er Woche für Woche, was er besaß redlich theilte; ferner ein armer Bursche, den er zu sich genommen hatte, und von dem man nicht wußte, ob er des langen Taugenichts Bedienter, Freund oder Herr wäre.

Aber das eben verargte man ihm, und noch mehr dergleichen, z. B., daß er sich richtig in jede Schlägerei mischte, die in seiner Gegenwart vorfiel, Schläge austheilte, mitunter auch wohl bekam, und neue Händel anfing, wenn die Partheien sich nicht bei einem Glase Wein oder Bier, nach Standesrecht, vergleichen wollten. Er lernte bei Nacht das Horn blasen. Die Nachbarn schalten darüber; er meinte aber: mit eben dem Rechte, mit welchem ihre Nachtwächter etwas Schlechtes schlecht sängen und bliesen, könne auch er wohl etwas Schönes mit seinem Lehrer gut blasen. Ueberhaupt war er ein Freund der Nacht: „weil sie keines Menschen Freund ist," sagte er einmal, als man ihm einen Vorwurf darüber machte. Das nahmen ihm besonders die Diebe sehr übel; denn er spazierte, so gut wie sie, in den dunkelsten Nächten durch die Straßen und Gassen, und war mit seinem Horne und einem erschrecklichen Spieße rascher zur Hand, als die versoffenen Nachtwächter, mit denen die Diebe gute Kameradschaft hielten. Auch dem

Bürgermeister war er feind, so wie dieser ihm. Er nannte den wohlbeleibten Herrn „einen Tagedieb,“ obgleich der Herr Bürgermeister bei Tage fleißig arbeitete; diese Benennung galt bei ihm nehmlich als ein Gegensatz gegen die Diebe im eigentlichen Sinne, die er oft bei Nacht in ihrem Vorhaben hinderte oder störte. Einmal hatte er unverlangt sogar die Amtspflichten eines Fiskals übernommen, und einige Tagediebereien des Herrn Bürgermeisters der Regierung angezeigt, obendrein mit seines Nahmens Unterschrift. Das nahmen ihm nun, wie natürlich, der ganze Magistrat, fast alle Honoratioren des Städtchens, die zu der Familie des Herrn Bürgermeisters gehörten, und auch die Regierung selbst, sehr übel. Diese befahl, ihm einen Verweis zu geben; und der Bürgermeister, der diesen Befehl in eigener Person vollzog, nannte ihn einen Rebellen, der sich gegen seine Obrigkeit, gegen Gott und den Fürsten empöre. Der lange Taugenichts lachte darüber, und sagte: „Herr Bürgermeister, nehmen Sie Sich in Acht, und

thun Sie so etwas nicht wieder! sonst reite ich einmal gerades Weges zu dem Fürsten!" Und der Herr Bürgermeister nahm sich fürs erste wirklich in Acht.

In der Schule war gar nicht mit ihm auszukommen; denn er hatte, troz dem Rektor, der in seinem gelehrten Kommentar erwies, daß die ganze Deutsche Staatsverfassung schon in Tacitus Germania liege, alle seine Mitschüler überredet, daß die Deutschen des Tacitus weiter nichts wären, als eine Horde von rohen Irokesen. Und die Schüler glaubten ihm das; denn er war der beste Lateiner unter ihnen, auch der beste Grieche dazu, und — was mehr als alles galt — ein Mensch, auf den Jeder in einem Nothfalle rechnen durfte: sein Geld, sein Arm, sein Kopf stand Jedem zu Gebote, von dem er glauben konnte, daß er keinen Schwächeren kränken, oder sonst etwas Unrechtliches thun wollte. Aber manche Schüler sagten dennoch Böses von ihm; denn er war ihr Herr, und, wenn es darauf ankam, ein furchtbarer Feind.

Bei den Damen stand er gar nicht in Gunst; denn er konnte wohl einmal auf den Einfall kommen, seinen Pudel mit einer modigen Haartour auf dem Kopfe, und dem allerneuesten Kopfputz darüber, am hellen Tage durch die Straßen zu schicken. Das hielten die Damen für eine Satire auf ihren Putz; und sie mochten wohl nicht ganz Unrecht haben.

Minchen kannte den langen, hübschen Taugenichts (dies Beiwort setzte sie, zu Mariens großem Aerger, jedes Mal hinzu) sehr wohl; und die Freimüthigkeit, womit er sich zuweilen in ihrem Beiseyn gegen ihren Vater vertheidigte, die Kälte, womit er die Ankündigung seiner Strafe hörte und die Strafe selbst ertrug (was ihr Vater Trotz, eine Pharaonische Verstockung, nannte) — sie konnte es nicht anders nennen; aber — der Himmel mag wissen, wie es zuging, er gefiel ihr dennoch, wenn er so stolz dastand, und so ruhig weg ging, ohne ihrem Vater über seine, wie es ihr schien, allzu große Härte einen Vorwurf zu machen. Sie sah

ihm nach, und sagte jedes Mal: Schade um den jungen, hübschen Taugenichts!

Das Schulgefängniß war über Minchens kleinem Zimmer. Sie ging aber nicht gern hinein, wenn jemand darin saß; denn jeder Fußtritt des Gefangenen über ihr that ihr in der Seele weh. Nun saß eines Tages auch der lange Taugenichts über ihr. Sie sah ganz zufällig zum Fenster hinaus. „Mamsell Minchen!" rief eine Stimme über ihr ganz leise. (So nannte sie Jeder auf dem Gymnasium.) Sie zog sogleich furchtsam ihr Köpfchen zurück; das Fenster aber blieb offen. Da kam ein Billet an einem Bindfaden langsam an ihr Fenster herunter. Minchen wußte nicht, ob sie das Billet nehmen sollte oder nicht. „Je nun!" dachte sie; „was schadet es denn! Ich will es nehmen; sonst würde ich ja den armen Menschen kränken!" Sie streckte die Hand aus, nahm das Billet, und las:

„Unter der Thorheit eines unbesonnenen jungen Menschen leidet eine sehr unglückliche Familie. Nicht wahr, Mamsell Min-

chen? das wissen Sie nicht. Es bleibt mir kein andres Mittel übrig, als Ihr freundliches, gütiges Auge zu meinem Bürgen zu machen, daß Sie den Nahmen der Familie verschweigen werden, für welche ich die beikommende Kleinigkeit in Ihre Hände gebe. Die Wohnung der Familie steht auf dem kleinen Päckchen. Die Frau meines Buchbinders, eines armen Mannes, ist krank. Aber, gutes Mamsell Minchen, ich muß Sie bitten, der Kranken das Geld selbst zu bringen. Armuth ist keine Schande; doch diese Familie glaubt das Gegentheil. Ich bitte Sie, das leicht zu verletzende Ehrgefühl dieser Leute zu schonen, und ein Geheimniß treu zu bewahren, das Ihrem Herzen wohlthun wird, wenn Sie die Noth und das Ehrgefühl dieser rechtlichen Leute erst kennen. Ihr Herr Vater erbricht alles, was vom Carcer kommt: darum habe ich mich entschließen müssen, mich Ihnen, auf die bloße Bürgschaft Ihrer schönen, ehrlichen Augen, anzuvertrauen."

Minchen las mit innigem Vergnügen,

was

was ihr der Taugenichts geschrieben hatte. Aber, dachte sie, abmerken soll er mir es nicht, wie schön, wie fein und gut gesagt ich das finde, was er mir schreibt. Und diese Wohlthätigkeit! diese Güte! Wer hätte das von ihm denken sollen! Indem sie das noch dachte, setzte sie schon ihren Strohhut auf, nahm ihr großes Tuch um, und ging, ohne sich nur eine Minute zu besinnen, ob sie gehen dürfte. „Und wenn es die ganze Welt erführe," dachte sie; — „ich gehe doch und schweige, hätte auch die ganze Stadt das Billet herunter und meine Hand aus dem Fenster kommen sehen!"

Unterweges sann sie darüber nach, wie sie das Geld am besten anbringen könnte. Endlich hatte sie einen guten Einfall. Sie fragte nach einer Arbeit, die der Buchbinder für ihren Vater machen sollte. Der arme Mann war jetzt nicht im Stande, sie zu verrichten; denn er hatte aus Noth sein Handwerkszeug versetzen müssen. Das gestand er nicht; Minchen wußte es aber. „Mein Vater," sagte sie, „ist Ihnen, glaube ich,

noch etwas schuldig; und da Sie jetzt nicht viel arbeiten können wegen Ihrer kranken Frau, so ...“

Der alte Mann schüttelte den Kopf, und trocknete sich, wie verstohlen, die Augen; dadurch brachte er Minchen aus dem Text und zu mitleidigen Thränen. Mamsell, sagte der Alte, Sie scheinen gerührt zu seyn. Bitten Sie doch bei Ihrem Herrn Vater für Herrn Treiber, daß er aus dem Carcer kommt. Nicht etwa darum, weil ich ... Nein, liebe Frau! — Obgleich ... Eben nicht darum, liebe Mamsell. Aber Herr Treiber ist wie ein heiliger Engel, das glauben Sie mir! Und könnte ich für ihn abbüßen, so wollte ich es auf den Knieen thun. — Ja, ein Engel! setzte die kranke Frau hinzu. Wäre Er frei, so läge ich hier nicht so ohne alle Erquickung.

„Ach, Ihr guten, lieben Leute,“ sagte Minchen, und vor Thränen konnte sie erst nicht weiter reden — „Das hier schickt er Euch.“ — Sie legte das Geld auf den Tisch, und versprach, zu schweigen, was sie

auch schon Herrn Treiber versprochen hätte. Nun schütteten denn die beiden alten Leute ihr Herz gegen Minchen aus. Sie hatten ganz andere Dinge von dem Taugenichts zu erzählen, als der Herr Rektor, der Herr Bürgermeister und die ganze Stadt.

Minchen ging sinnend nach Hause, und warf einen Blick zu dem Fenster mit dem eisernen Gitter in die Höhe. Sie sah den jungen Menschen; und — hätte es auch die ganze Welt gekostet, sie mußte ihm zulächeln, damit er wüßte, daß sein Auftrag erfüllt wäre.

Als sie zu ihrem Vater in das Zimmer trat, sagte der Aufwärter so eben: dies Mal haben Sie ihn recht eigentlich erwischt, Herr Rektor. Er hat kein Geld; denn er wollte von mir borgen. Nun muß er doch die drei Tage bei Carcer-Kost, Wasser und Brot, aushalten! Das ist auch nöthig, wenn er sich fürchten soll.

Recte, bene, optime! sagte der Vater. Ob ich gleich die Strenge nicht liebe, und die Arrestanten jedes Mal von meinem Tische speise, wenn sie nichts haben, so will ich

doch bei diesem Taugenichts einmal hart seyn."

Armer, guter Treiber! dachte Minchen, und ging schnell wieder in ihr kleines Zimmer; er gab alles weg, was er hatte, und nun soll er hungern? Nein! und sollte ich auch noch zehn Geheimnisse mit ihm haben, (was wohl gefährlich seyn mag, wie Marie sagt, und was ich selbst — sie legte die Hand recht ehrlich auf ihr Herz — jetzt schon fühle): so soll er doch heute und morgen eben so gut essen, wie ich. Sie schrieb, sehr ängstlich zitternd, zum allerersten Mal ein Billet an einen jungen Menschen, und sagte dabei ganz laut: „ja, wenn es einem auch so geht — was kann man dazu machen! Ich möchte doch wissen, was Marie dagegen haben könnte." Sie bemühete sich, sein Billet nachzuahmen, und schrieb so vorsichtig, so bedenklich, als hätte sie einen Friedens-Traktat auszufertigen:

„Durch eine so gütige Handlung, wie die Ihrige, müssen Sie nicht leiden. Ich schicke Ihnen also, was Ihnen mein Vater gewiß

schicken würde, wenn er wissen dürfte, wie wohlthätig Sie gewesen sind. Ihr Geschenk ist mit Freuden aufgenommen worden. Nehmen Sie das meinige gütig auf.“

Noch immer hing der Bindfaden vor ihrem Fenster, wahrscheinlich, weil Treiber auf eine Antwort hoffte. Als es dunkler wurde, band Minchen einige Butterbrote mit Braten, und eine kleine Flasche Bier in eine Serviette, legte ihr Billet (mit dem sie so ziemlich zufrieden war) dazu, band die Serviette an den Bindfaden, und — hatte die Freude, daß ihr Bündel sogleich in die Höhe gezogen wurde. Minchen sah ihrer Serviette unruhig nach, und sagte prophezeiend: „dabei wird es nicht bleiben; das fühle ich, ich armes Mädchen!“ Nach fünf Minuten kam ein Billet herunter. Dachte ich es nicht? sagte sie zu sich selbst. Aber ich möchte doch wissen, wie sich die Klugheit in eigener Person hätte klüger betragen können. Ob ich es wohl nehme? ob ich es lese? Ja, ich muß. Sie las: „Meine gütige, edle Freundin,“ (nun schon Freun-

din! Was sich der untersteht! Aber konnte ich anders?) „Ihre Güte hat mir ein Götterfest bereitet! Es liegt etwas sehr Rührendes in der Theilnahme eines rein-menschlichen, schönen Herzens, wie das Ihrige; und das meinige ist des Ihrigen nicht unwürdig!" (Nun, da haben wir es! Redet er nicht gar schon von Herzen? Und wenn er nun vollends wüßte, wie mir das meinige pocht!) — „Morgen früh bekomme ich Geld!" (Gott Lob! denn morgen Mittag hätte er hungern müssen; ich hätte ihm doch nicht vor aller Welt Augen wieder etwas hinauf schicken können?) „Ich weiß, was Ihrem Herzen diese Art von Theilnahme kosten mußte." (Werde ich doch roth, wie eine Rose! Aber mußte er auch so etwas schreiben? Das ist gar nicht hübsch von ihm.) „Doch nie wird die Begeisterung endigen, die meine Seele auch deshalb für Sie fühlt." (Das soll mir eine Warnung seyn, mich alle meine Tage nicht wieder in solche Dinge zu mischen!)

Minchen las den Abend die beiden Bil-

lets des langen, hübschen und guten Taugenichts wohl noch zehnmal, und fand sie mit jedem Male schöner. Sie ging fast alle Viertelstunden in ihr kleines Zimmer, sah nach dem Fenster, und — fürchtete, daß wieder ein Billet kommen würde. Glücklicher Weise kam keins. Sie wußte Treibern dafür Dank; doch als gar keins kam, hätte sie es fast lieber gesehen, wenn er ein wenig unbesonnener gewesen wäre.

Seine Fußtritte über ihrem Kopfe machten sie unruhig. Sie lächelte über sich selbst. „Aber,“ sagte sie, die Hände zusammenschlagend, „wie sehr hat Marie Recht! Ist Einmal der erste Schritt gethan, so wird alles zu einer Falle für das Herz. Horch' ich nicht schon auf seinen Fußtritt, wie auf die schönste Musik? Aber ich möchte alle Mädchen in der Welt fragen, wie sie es anders und besser hätten machen wollen, als ich! Doch abmerken soll er es mir nicht, wie mein Herz pocht, und daß Er, gerade Er, ein solcher Taugenichts, es so zum Pochen gebracht hat.“

Minchen hielt Wort, wie ein Deutsches Mädchen. Als sie den Taugenichts zum ersten Male wiedersah, trieb sein Anblick ihr alles Blut in die Wangen, und das unruhige Herz pochte (als wollte es sie warnen) gegen die Schnürbrust, die ihr viel zu enge wurde. Doch — sie beugte das Gesicht nieder, als nähme sie etwas vom Boden auf, und sah dann völlig gleichgültig in die Welt hinein. Sie grüßte ihn, weil er den Hut abnahm, und grüßte ihn gerade eben so freundlich, wie sonst, sah dann aber recht gleichgültig und kalt wieder auf ihre Arbeit.

Doch nicht eben so der lange Taugenichts. Er war ein junger Mensch, und wußte, so gut wie die Mädchen, daß er einen schlanken Wuchs, große blitzende Augen, schön geformte Lippen und blühende Wangen hatte. Zwar lief er nicht, wie mancher Andre, hinter allen jungen Mädchen her; doch floh er auch nicht vor ihnen, und würde nicht geflohen seyn, wenn sie ihm auch in die Arme gelaufen wären. Und nun gar Minchen, das schönste Mädchen der Stadt! und das

Billet, das sie ihm geschrieben, und das Essen, das sie ihm geschickt hatte! Es kam ihm beinahe vor, als liefe Minchen ein wenig in seine Arme.

Nun hätte man sehen sollen, wie arg es der Taugenichts trieb, noch zu einem Dutzend Billets von Minchen zu kommen! wie er ihr fast immer auf dem Fuße folgte, ihr auf allen Straßen begegnete und auf dem Felde dazu; und wie er sich ihr gegenüber ein Stübchen miethete, und auf seinem Waldhorn mit sanftem Hauche die rührendsten Romanzen blies; wie er — Doch das wissrn die Leser; denn sie alle sind achtzehn Jahre alt gewesen, oder sind es noch. Aber Minchen sagte: „kommst du mir so, komm' ich dir so!" Sie sah ihn kalt, und doch freundlich an. Als er ihr gegenüber wohnte, zog sie nicht auf ein anderes Stübchen; doch von ihrer Arbeit sah sie nicht ein einziges Mal auf, wenn die schwarzen feurigen Augen in seinem Kopfe aus seinem Fenster herüber funkelten. Blies er: „Im Felde schleich' ich still und wild," u. s. w.; so konnte sie dabei

am Fenster mit irgend Jemand so gleichgültig plaudern, daß der Waldhornist darüber hätte verzweifeln mögen.

Endlich — denn der Taugenichts war seiner Sache gewiß — deutete er einmal recht fein auf ihre Korrespondenz hin. Dem armen Minchen schlug das Herz gewaltig; denn er sprach so ehrerbietig, und das Lächeln seines schönen Mundes war so lieblich, und seine Stimme klang so flötenartig, und seine Worte, wie ihr wißt, setzte er zierlich! Aber — Minchen wollte sich nun einmal nicht abmerken lassen, daß sie das alles an ihm recht schön fand. Sie sah ihn daher noch freundlicher an, als er sie, und sagte mit einer Verbeugung: das that ich sehr gern, und mit recht großem Vergnügen; aber Sie hätten mich nicht wieder daran erinnern sollen! ich in Ihrer Stelle würde das nicht gethan haben.

Er schlug beschämt die Augen nieder, und, so dreist er sonst auch war, sagte er doch kein Wort mehr. Minchen glaubte, sie wäre zu hart gewesen. Aber, dachte sie zu ihrer

Beruhigung, lieber zu viel, als zu wenig! Und Minchen hatte bei dem allen doch ihre große Noth mit dem Menschen, so viel er sich auch zurückzog; denn sie sah es sehr wohl, wie er jetzt, hinter den Gardinen hervor, nach ihr lauschte. Uebrigens — sie wußte gar nicht zu begreifen, wie das zuging — pochte ihr das Herz jetzt, da sie ihn nicht so oft mehr sah wie sonst, noch weit stärker, als sonst!

Endlich verließ der junge Mensch das Gymnasium. Sie saß den Abend vorher, trauriger als jemals, ganz einsam in ihrem Stübchen. Auf einmal blickte sie auf, und Herr Treiber — so nannte ihn seit einigen Tagen sogar ihr Vater — stand vor ihr, und sagte leise: „ich muß Ihnen Lebewohl sagen, Mamsell Minchen!" Bei diesen Worten rollten ihm große Thränen über die Wangen. Minchen zitterte und konnte nichts antworten. Er verbeugte sich und ging, ohne weiter etwas zu sagen. Sie dankte dem Himmel, daß er weg war; denn sie fühlte, daß er ihr alles, alles, ihr ganzes Herz, würde

haben abmerken, ja abnehmen können, wenn er mehr gesagt hätte. Er blies noch um zehn Uhr auf seinem Horn die Melodie: „Ich denke dein," u. s. w.; und Minchen sang die Worte dazu — es war ihr Lieblingslied, das wußte er sehr wohl — mit Thränen in den Augen. Am folgenden Morgen — die Sonne war eben erst aufgegangen — hörte sie das Rollen des Wagens, worin er wegfahren sollte. Sie hatte nicht schlafen können: denn sie hatte nur von ihm, und sehr unruhig, geträumt; und auch nicht wachen wollen: denn sie konnte gar nicht aufhören an ihn zu denken. Doch, als sie den Wagen hörte, sprang sie auf, trat schnell an das Fenster, und öffnete es. Ach, ihr Blick begegnete dem seinigen; denn auch Er lag schon in dem offenen Fenster. Da erröthete sie, und ihr Herz pochte vor Liebe, vor Mitleid, vor Schmerz. Nun, gerade ganz zuletzt, mußte sie sich doch etwas von ihm abmerken lassen! denn — da drangen Thränen aus ihren Augen; und es war doch nothwendig, daß sie die abtrocknete.

Er sah es, seufzte und verbeugte sich gegen sie recht ehrerbietig, wofür sie ihm denn doch auch eine Verbeugung machen mußte, wobei aber schon wieder die leidigen Thränen aus ihren trüben Augen drangen. „Ach!" sagte sie, als sie von dem Fenster zurücktrat; „nun hat er gewiß alles gemerkt! Ich kann dem Himmel danken, daß er nur weg ist, wenn es mir auch noch so weh thut!" Sie hörte noch einmal die Melodie des Liedes: „Ich denke dein," u. s. w.

Er war weg; doch Minchen vergaß ihn nicht: denn nun erfuhr sie erst recht, wie gut er gewesen war, wie edelmüthig, wie brav. Sie konnte doch also gar nicht umhin, ihn immer mehr zu lieben.

Nicht lange, so wurde ihr Vater als Professor auf eine berühmte Universität berufen. Minchen zog auch dort die Augen aller jungen Leute auf sich; doch nur Einen von ihnen, eben den langen Taugenichts, sah sie nicht gleichgültig an. Er war fast an eben dem Tage, wie sie und ihr Vater, auf der Universität angekommen. Nun wurde ihr in

vollem Ernste recht bange; denn sie hatte es sich ja von ihm abmerken lassen, daß sie ihn liebte. Der Taugenichts war aber auch als Student, was er auf dem Gymnasium gewesen war. Er ritt, er fuhr, er spielte, schlug sich, fehlte bei keinem Auflauf, gehörte zu einem Orden: und doch — es war unbegreiflich, wie es zuging — lobten oder fürchteten ihn alle seine Bekannten; seine Freunde aber liebten ihn, und sprachen von ihm nie anders, als mit Begeisterung.

Er wohnte wieder Minchen gegenüber. Jeden Abend blies er auf dem Waldhorn die Melodie: „Ich denke dein!" und sie sang immer die Worte, zwar leise, doch aus vollem Herzen, mit. Ihren Umgang suchte er weiter nicht; aber auf den Bällen tanzte er, wenn Minchen da war, nur wenig, und schien nur um ihretwillen da zu seyn: denn er sah fast niemand weiter an, als s i e. Und Minchen? Nun, die tanzte, wenn sie i h n erblickte, eben so wenig.

Ein Graf, der auf der Universität studierte, lernte sie auf einem Balle kennen;

und schon ehe vier Wochen vergingen, hatte er sich die Gunst ihres Vaters, erworben, besonders dadurch, daß er bei demselben ein Privatissimum über des Tacitus Germania hörte. Er zog zu dem Professor in's Haus, um seine Bibliothek desto mehr nützen zu können, und wünschte, mit an des Herrn Professors Tische zu essen, um seiner Unterhaltung desto mehr zu genießen. Nicht lange, so machte nun der Taugenichts mit dem jungen Herrn Grafen Bekanntschaft. Dieser wurde mit jedem Tage gegen Minchen gnädiger — so sagt man ja, närrisch genug, von einem nicht unhöflichen Grafen und Edelmann! — vertraulicher, ja sogar ehrerbietiger. Minchen aber sah ihn kaum an; „denn," sagte sie: „gleich und gleich gesellt sich gern!" Der gnädige, hochgeborne Herr Graf — seht, lieben Leute, das ist schon wieder ein närrischer Ausdruck, zumal wenn er von einem neugeschaffenen Herrn Grafen gebraucht wird; denn, fürwahr, da würde man doch wohl passender hochgemachter Herr Graf sagen! — Nun, der Herr Graf hatte

alle seine Mühe bei Minchen verloren, so gut er sich auch auf die feinsten Verführungskünste verstand. Aber er war ganz und gar nicht Willens, eine Beute, die er so gewiß zu fangen hoffte, so leicht aufzugeben. Er veranstaltete eine Landpartie, und glaubte, Minchen nun schon im Netze zu haben, da sie äußerst freundlich gegen ihn war, wie gegen alle andren Menschen. Im Sturm, dachte er, gewinnt man die Herzen, wie die Festungen, am besten. So stürmte er denn; aber Minchen gab ihm ein Paar so derbe Maulschellen, und fertigte ihm dann noch obendrein so bestimmt ab, daß er nun selbst einsah, hier müsse er alle Hoffnung aufgeben.

Der Himmel mag wissen, wie es zuging — der Taugenichts, des Grafen Vertrauter, war gerade in der Nähe, ob er gleich nicht zu der Gesellschaft gehörte; und so wie nun der Herr Graf aus Minchens Händen kam, fiel er seinem guten Freunde in die Hände. „Mit unser Freundschaft," sagte Treiber kalt, „ist es vorbei; denn wer von einem

bra-

braven Mädchen Ohrfeigen bekommt, verdient von einem braven Kerl Prügel." Und mit diesen Worten machte er von seiner Reitpeitsche Gebrauch auf des Herrn Grafen hochgebornem Rücken.

Der Herr Graf war ganz außer sich, und forderte den Taugenichts sogleich, nach Studenten-Manier, auf den Hieber. „Das eben," sagte Treiber recht artig, „habe ich gewollt, mein werther Herr Graf." Am folgenden Morgen hatte denn der Herr Graf einen tüchtigen Hieb, quer über das fade, weichliche Gesicht, und Treiber saß eine Stunde nachher richtig im Carcer.

„Der Bösewicht! der Taugenichts!" sagte Minchens Vater. Doch Minchen, die sehr wohl wußte, warum der brave Treiber den hochgebornen und niedrig erzogenen Herrn Grafen gepeitscht und im Gesichte gezeichnet hatte, dachte an ihn mit wahrer Freude und — das mußte sie sich selbst gestehen — mit Zärtlichkeit. „Wieder im Carcer!" sagte sie. „O, wenn er auch hier über meinem Zimmer säße — ich wüßte wohl, was ich thun

würde. Ich schriebe an ihn, und dankte ihm dafür, daß er den unverschämten Menschen gezüchtigt hat."

Treiber wurde natürlicher Weise relegirt. Da stand er denn, als er aus dem Carcer entlassen war, auf einmal wieder vor Minchen, und sagte, gerade wie das erste Mal: „ich muß Ihnen Lebewohl sagen, Mamsell Minchen! Hüten Sie Sich vor dem Grafen! Er ist ein niederträchtiger Mensch, und will Rache! Aber — seyn Sie ohne Sorgen und Furcht! Ich werde immer in Ihrer Nähe bleiben."

Da reichte sie ihm, mit Thränen in den schönen Augen, die zitternde Hand. Er nahm sie, legte sie schweigend auf sein Herz, verbeugte sich dann ehrerbietig, und sagte schnell sein Lebewohl.

Sie breitete, als er das Zimmer verlassen hatte, die Arme nach ihm aus, und sagte ganz laut: „O, weißt du denn, du edler Mensch, daß ich dich liebe?" Sie bedeckte ihre Augen, die in Thränen schwammen; denn — sie liebte ihn, und sollte ihn nun

vielleicht niemals, oder doch in langer Zeit nicht, wiedersehen!

Der Herr Graf, mit seiner Schmarre über der linken Backe, zog von dem Professor aus, und nahm mit einer zweideutigen Miene Abschied von Minchen, die, wie sie nun einmal nicht anders konnte, gegen ihn recht freundlich war. Ihr Geschenk, Mademoiselle, sagte er, und dieses hier (er zeigte auf die lange, rothe und hohe Narbe im Gesichte) soll Sie wohl noch ernsthaft machen! — „Es hat mich schon ernsthaft genug gemacht, Herr Graf," sagte Minchen, wobei sie an Treibers Abschied dachte. Beide verstanden einander nicht.

Der Graf, dem seine immer volle Börse eine Menge Freunde verschafft hatte, verbreitete von Minchen die schändlichsten Lästerungen, und ersann einen Roman zu seiner Schlägerei mit Treiber. Nun brachte man Minchen possenhafte, beleidigende Ständchen, sang Spottlieder auf sie ab, und schlug Pasquille an ihre Thür. Das arme, unschuldige Mädchen zerfloß in Thränen über diese un-

verdienten Beschimpfungen. Endlich erfuhr ihr Vater durch das allgemeine Gerücht, daß Minchen erst mit dem Taugenichts und dann mit dem Grafen einen verdächtigen Umgang gehabt hätte. Der alte Mann erstarrte vor Schrecken. Er rief Marien, er rief auch Minchen, und fragte mit bleichen Lippen, stockend: ob es denn wahr wäre, daß sie den Taugenichts schon auf der Schule gekannt hätte? Leugne nicht! Gesteh lieber alles offen und ehrlich! sagte der alte Mann gerührt.

„Nur ein einziges Mal hat er mir vom Carcer ein Billet an einem Bindfaden herunter gelassen, und ich habe ihm geantwortet."

O du grundgütiger Gott! seufzte der Vater. — Aber, mein Himmel! rief Marie; habe ich dir denn nicht hundertmal gesagt, du müßtest es dir nicht abmerken lassen, wenn ...

Lieber Gott! Billets mit dem Taugenichts zu wechseln! Billets! — Ist er jemals bei dir gewesen, ohne unser Wissen?

„Nur ein einziges Mal, an dem Abend,

da er von dem Gymnasium abging, und hier einmal, da er relegirt worden war und die Universität verlassen mußte."

Lieber, guter Gott! ein Taugenichts auf dem Gymnasium, und hier wieder relegirt! Und mit dem ...! Ein Mädchen, ein halbes Kind, erst siebzehn Jahre alt! O, es ist zu arg!

Ein rechtes Herzeleid! sagte Marie. Gerade auf den Taugenichts muß sie fallen, und hatte doch die Wahl unter so vielen wohlgezogenen, sittsamen, jungen Leuten, die alle hinter ihr her waren, in der Podanik...

Botanik! verbesserte der Alte dazwischen.

Nu, meintwegen! in der Botanik, in den Singestunden, und wie sie auf einmal die vielen Bücher borgten.

Wie denn so? Was war denn das mit der Botanik? fragte der Herr Professor; und nun erfuhr er denn zu seinem Erstaunen, wie es zuging, daß die jungen Leute auf einmal so eifrig Botanik studiert, singen gelernt und so viele Quartanten und Folianten von ihm geborgt hatten. — Sollte man

es für möglich halten! rief er aus. O tempora! o mores! Aber der Taugenichts — dessen erinnere ich mich noch sehr wohl — that doch in der Botanik gar nichts, und borgte auch keine Bücher von mir. Und sich gerade mit dem Taugenichts abzugeben!

„Lieber Vater," sagte Minchen sanft, „Herr Treiber ist gar nicht der arge Taugenichts, für den Sie ihn halten." Da widersprachen ihr aber der Vater und die alte Marie um die Wette, und so laut, so heftig, daß sie gar nicht wieder zu Worte kommen konnte, und sich vornahm, den so sehr verkannten jungen Mann lieber nicht mehr zu vertheidigen.

Nun ging das Leiden des armen Mädchens erst recht an! War sie fröhlich, so hieß es: „hast du etwa von dem Taugenichts ein Billet bekommen?" War sie traurig, so fragte man sie: „bist du betrübt darüber, daß er nicht hier ist?" Sie ertrug aber ihr Leiden, ohne auch nur ein einziges Mal unwillig über den Urheber desselben zu werden. Was kann Er dafür? dachte sie.

Die Verwandten des Grafen, bedeutende Leute im Staate, konnten den letzten Zweig ihres Stammes mit der gräßlichen, langen Narbe im Gesicht, die den jungen Menschen an dem Eintritt in die Hof-Carriere verhinderte, nicht ansehen, ohne Minchen und ihren Vater zu verwünschen, von denen sie sich in der That einbildeten, daß sie den so gutartigen, wohlgezogenen, jungen Grafen angelockt hätten, um ihn zu verführen. Sie wollten sich rächen; und eine Gelegenheit, das zu thun, war bei einem so einfachen Manne, wie der Professor, bald gefunden. Der arglose Mann, dem es an aller Weltkenntniß fehlte, gab Blößen, und nun stieß man so ohne alle Nachsicht, so unbarmherzig, auf ihn zu, daß sein ganzes Glück darüber zertrümmerte. Man gab ihm den Rath, abzudanken, und versprach ihm eine Pension. Der alte Professor dankte wirklich ab, und nun wurde ihm nicht Wort gehalten; man überließ ihn, mit seiner Tochter und Marien, dem Mangel, der natürlicher Weise immer größer werden mußte.

Das habe ich von deinem Billet! sagte der Vater, als er sich in der kleinen Stadt, wo er vorher Rektor gewesen war, sehr enge und dürftig eingerichtet hatte. Minchen rang die Hände; doch sie sagte: „ich war unschuldig, und auch Treiber war es." Der Vater wurde sehr zornig, und verbot ihr, je wieder den Nahmen eines solchen Taugenichts zu nennen.

Sie waren noch nicht vierzehn Tage wieder in der kleinen Stadt (wo sie dicht am Thore, nach dem Felde hinaus, wohnten), da hörte Minchen Abends um elf Uhr die sanfte Melodie: „Dein gedenk ich!" auf einem Waldhorne blasen. Sie trat mit nassen Augen an das Fenster, als sie diese Töne hörte, welche sie in die ehemaligen glücklichen Tage versetzten. Um sich ungestört ihren Empfindungen überlassen zu können, ging sie hinunter in das Gärtchen bei dem kleinen Hause, worin sie mit ihrem Vater wohnte. Sie stand trübe in der Laube, die einen Ausgang nach dem Felde hatte. Mamsell Minchen, sagte eine Stimme neben ihr sehr

leise; und der Taugenichts trat, mit seinem Waldhorne in der Hand, vor sie hin.

„O, mein Gott!“ sagte Minchen; „verfolgen Sie mich auch hier? Ist es nicht genug, daß mein armer Vater ...“

Eben dieser verehrungswürdige, alte Mann, dieser unverantwortlich gekränkte Greis, dem meine Unbesonnenheit geschadet hat, obgleich meine Absicht gut war ... Mamsell Minchen, hier ist alles, was ich für zwei Jahre habe. Ich kann ja während der Zeit betteln, arbeiten, graben, — stehlen, wenn es für Sie und Ihren Vater nöthig wäre. O, machen Sie mir die Freude, es gern zu nehmen! Lassen Sie Ihren guten, alten Vater keine Noth leiden. Ich lebe von jetzt an nur für die Zufriedenheit des würdigen Mannes, Mamsell Minchen. — Er legte eine Rolle mit Louisd'or auf eine Bank in der Laube, und entfernte sich in der größten Geschwindigkeit.

Minchen wollte sein Geld nicht nehmen; aber er war auf einmal verschwunden. Sie hörte ihn bald, ganz in der Ferne, die Me-

lodie blasen: „Dein gedenk' ich" u. s. w., und ihre Thränen wurden Thränen der zärtlichsten Liebe. Die Goldrolle — es waren hundert Louisd'or darin — konnte sie doch unmöglich so unsicher in der Laube liegen lassen; sie mußte sich nothwendig entschließen, das Geld einzustecken. Doch nahm sie sich vor, es ihm wiederzugeben, sobald sie ihn sähe; und — ihr Herz sagte ihr, daß das gewiß einmal geschehen würde.

Sie trug das Gold, so oft sie ausging, im Körbchen bei sich; doch sie sah den edelmüthigen Treiber nicht wieder. Immer dachte sie mit großer Rührung daran, daß er für ihren Vater betteln und arbeiten wollte; das Stehlen suchte sie zu vergessen. Als sie einmal wieder daran dachte, war es, als fühlte sie sich von einem kräftigeren Geiste ergriffen. „Kann Er für meinen Vater arbeiten," dachte sie; — „warum denn nicht auch ich!" Von jetzt an stand Minchen um vier Uhr auf, und arbeitete fleißig für ihren alten Vater und für Marien. Sie machte Putz, sie nähete feine Wäsche, sie

stickte; und in Kurzem fand sie, daß der Mensch alles kann, was er mit frohem Muthe unternimmt. Ihr Vater lebte nun eben so gut, wie ehemals. Das gute Minchen entzog sich, was sie nur konnte; und doch war sie die Glücklichste von allen. Sie sang jetzt wieder mit innigem Vergnügen ihre alten Lieder; doch das liebste darunter war und blieb: „Dein gedenk' ich" u. s. w., das sie nie ohne Thränen in den Augen singen konnte.

Mitten unter Arbeit und Mangel wurde ihre Schönheit immer blühender. Ihr Fleiß, Ihre immer ruhige Heiterkeit, ihre häuslichen Tugenden, ihre Sittsamkeit und die heilige Unschuld, die unverkennbar in ihren Augen und in ihrem ganzen Gesichte lag, widerlegten und verdrängten in Kurzem alle die üblen Gerüchte, die von der Universität auch nach ihrem kleinen Wohnorte gekommen waren. Der Conrektor, ein junger, sehr gebildeter und artiger Mann, bewarb sich um ihre Hand. Sie erschrak, als der Vater ihr das sagte. Jetzt erst war sie unglücklich!

Ihr Vater wünschte diese Heirath, und bat Minchen so rührend, ihr Jawort zu geben. Sie schwieg; doch bald sagte sie: „nein! es ist mir unmöglich. Ich werde Sie nie verlassen, lieber Vater. Wer sollte, wer könnte so für Sie sorgen, wie ich!" Aber der Conrektor war bereit, ihren Vater zu sich zu nehmen, und betheuerte, daß er ihn, wie seinen eigenen Vater, ehren wollte. — Mariens Augen standen voll bittender Thränen; da versprach sie es der guten Alten halb und halb; da wollte sie ihrem Vater schon ihr Jawort geben. Doch — erst setzte sie sich noch einmal, um sich recht auszuweinen, in ihre Laube; und auf einmal hörte sie wieder die Melodie: „Dein gedenk' ich!" auf dem Waldhorne blasen. Jetzt sprang sie in frohem Schrecken auf, und sagte laut: „Nein! gedenkst du mein, so will auch ich dein in Liebe gedenken! Du wirst mich nicht verlassen; gewiß nicht!" Sie trat hinaus vor die Thür, auf das Feld. Da stand Treiber nach einer kurzen Minute vor ihr. „Mamsell Minchen," sagte er traurig; „ich habe

jetzt weiter nichts, als dieses Horn in der Hand, und die Melodie, die Sie so eben gehört haben, im Herzen.

„O, so nehmen Sie,“ erwiederte Minchen, und hielt ihm seine Goldrolle hin. „Ich habe weiter gar nichts davon gebraucht, als ein einziges Stück für einen armen Kranken.“

Wie! O, Mamsell Minchen! Nein, nein! nimmermehr!

„Ich kann arbeiten. Es hat meinem Vater noch an nichts gefehlt: glauben Sie mir das! Und Sie ...?“ — Auf den ersten Blick hatte sie bemerkt, daß er ärmlich gekleidet war.

Er trat einen Schritt zurück. Ich lebe wie im Himmel, Mamsell Minchen, so lange ich noch mein Lied mit Freude blasen kann. Aber, wenn ich mein Horn zertrümmern, wenn mein Mund verstummen müßte: dann würde mir alles fehlen. O Gott! dürfte ich eine Frage thun? Nun sagte er leise: „Dein gedenk' ich!“

„Dein gedenk' ich!“ wiederholte Minchen

noch leiser. Er warf, weil er Fußtritte hörte, nur noch einen Blick des seligsten Entzückens auf das geliebte Mädchen, und ging dann schnell in das nahe, hohe Korn. Bald hörte sie nun aus der Ferne in einem rascheren, froheren Zeitmaße die Melodie: „Dein gedenk' ich!"

Jetzt zerfloß ihr Herz in Liebe und Sehnsucht. Sie breitete die Arme nach ihm aus, und ging fest entschlossen in ihr Zimmer zurück. Ohne alles weitere Zögern schlug sie den Antrag des Conrektors mit fröhlicher Zuversicht aus. „Ich werde," sagte sie, als die gute Marie schmerzlich weinte, „gewiß noch recht glücklich; dann auch du, und mein guter Vater. Glaub mir, liebe Marie, ich kann nicht anders."

Jetzt trug sie kein Bedenken mehr, das viele Geld, das sie noch hatte, für ihres Vaters Bequemlichkeit zu verwenden. Sie that das mit froher Zuversicht; denn nun wußte sie, daß sie ihren edelmüthigen Treiber mehr als sich selbst liebte. Was sein war, gehörte jetzt auch ihr; und mit jeder

frohen Stunde, die sie durch sein Geld ihrem alten Vater verschaffte, wurde ihre Liebe zu dem edlen Treiber noch immer größer. Ja, sie gestand, als Marie das viele Gold von ungefähr bei ihr entdeckte, ganz offen, woher sie es hatte, und eben so gestand sie auch ihrem Vater ihre Liebe, ihre zuversichtliche frohe Hoffnung.

Marie begriff nicht, wie ein einziges Billet und eine Melodie auf dem Waldhorne geblasen, eine solche Liebe bewirken könnten. „Ich begreife es eben so wenig," sagte Minchen; „aber doch ist es wahr." —

Siehst du nun wohl? erwiederte Marie. Ich habe dich immer gewarnt, liebes Minchen, du solltest dir nichts abmerken lassen, und kein Geheimniß mit einem jungen Menschen haben. Da hast du es nun, was davon herauskommt!

„Ich sah es schon längst; aber konnte ich denn anders? Sollte die arme, kranke Frau, der er das Geld schickte, vor Elend umkommen?"

Und nun gar an einen jungen Menschen

zu schreiben! Siehst du wohl, daß ich Recht hatte? Und abmerken hast du dir es auch lassen!

„Erst das letzte Mal, liebe Marie. Davor habe ich mich am allermeisten gehütet; gewiß hat er aber an seinem eigenen Herzen gemerkt, was das meinige fühlte."

Und am Ende hast du mit ihm auch gesungen damals.

„Nein, Marie. Er blies, und ich sang dazu; aber es war ja eine ganze Straße dazwischen."

Ei was, Straße! Minchen, zehn Meilen dazwischen sind noch immer zu wenig. Da hast du es nun! Und daß es gerade der Taugenichts seyn muß, das ärgert mich am allermeisten.

Das nahm Minchen sehr übel, und sie verbat sich den Nahmen Taugenichts Ein für allemal.

Die ganze Stadt schalt auf Minchen, und fragte höhnisch: auf wen sie denn wohl warte! Ach, Minchen wartete mit Sehnsucht auf die Melodie eines Waldhorns, das sich

gar nicht wieder hören lassen wollte, und worauf sie beinahe zwei volle Jahre vergebens hoffte. Nun wurde ihr endlich bange, daß er ihrer wohl gar nicht mehr gedenken möchte. Doch da sie eines Nachmittags recht traurig in der Hinterthür ihres kleinen Gartens stand, da kam ihr noch immer geliebter Treiber den Feldweg her gegangen; und so wie er sie sah, eilte er, beinahe laufend, zu ihr hin. Doch zwanzig Schritte weit von ihr stand er auf einmal still, schien sich zu bedenken, und kam dann langsam näher.

Er sah ihr mit seinen funkelnden Blicken in die freundlichen blauen Augen, und sagte traurig: Mamsell Minchen, hier bin ich; hieher fliehe ich endlich vor der Härte des Schicksals, ermattet, entkräftet, wie ein gejagter Hirsch. — Sie sah ihn heiter an, als sollte ihre Miene ihm Muth geben. — Ich dachte, Minchen, fuhr er fort, Ihr Herz, Ihr ganzes Leben, glücklich zu machen. O, ich liebte Sie, Minchen! so hat noch nie ein Mann geliebt. Fünf lange Jahre habe ich geschwiegen; und jetzt?

Minchen stand betroffen da; sie wußte nicht, was herauskommen würde, fürchtete schon das Allerschlimmste, und seufzte nur. Es machte sie bestürzt und verlegen, daß er so ganz unverhohlen von seiner Liebe redete.

Denn, fuhr er noch langsamer fort, was ich Ihnen anbieten kann, ist weiter nichts, als ein Herz voll ewiger treuer Liebe, und dabei ein Leben voll Arbeit, voll Entbehrung, vielleicht voll Mangel. — Er blickte sie seufzend an, und schwieg. — Mamsell Minchen, Sie antworten mir nicht?

„Ich bin der Arbeit gewohnt," sagte sie, ein wenig erröthend, mit niedergeschlagenen Augen.

Minchen, mein Gang führt sie abwärts, in den Stand der handarbeitenden Menschen.

„Man kann auch darin glücklich seyn," sagte sie leise.

Mein Wohnort ist weit von hier, Minchen.

„O weh! Wie kann ich meinen Vater verlassen!" — Sie schüttelte den Kopf, und

es rollten Thränen über die erblassenden Wangen.

Da sank er vor ihr auf ein Knie. Wie würde ich Minchens Vater verlassen! Eher verlasse mich alle Freude des Lebens, Ihre Liebe, gutes Minchen. „Ich dachte dein,“ in jeder Stunde, in jeder Minute. Minchen, dachten auch Sie mein?

Sie schlug die Augen, aufs neue errö- thend, nieder. „Von dem Tage an, da ich Ihr Billet aus dem Carcer erhielt, jede Secunde.“

Nun war es vom Herzen herunter; und nun legte Minchen ihre Hand in Treibers ihr hingehaltene Rechte. Er küßte sie, und sagte: So bitte ich Sie denn, liebes Min- chen, Ihrem Vater zu sagen, daß Sie meine Geliebte sind, und daß ich jetzt ein Land- mann bin. Er drückte ihr die Hand, und verließ sie.

Sie sah ihm lange mit trüben Augen nach; dann ging sie hinein zu ihrem Vater, lehnte den Kopf an seine Brust, sagte mit lau-

tem Schluchzen: „ich würde glücklich seyn, lieber Vater, wenn Sie es wären."

Ist er wieder da gewesen? fragte der Vater ernst. Sie erzählte ihm alles, während ihr Kopf noch immer an seinem Herzen ruhete.

Ein so gehorsames gutes Kind, wie du all' dein Lebenlang gewesen bist, kann nie ganz unglücklich seyn. Und wenn das wahr ist, was du von Treiber erzählst, so habe ich ihm Unrecht gethan. Doch, es sey wie es sey — Gott segne dich! — Ein Landmann? das heißt doch wohl: ein Bauer, oder, noch weniger, ein Tagelöhner. Nun, du hast arbeiten und entbehren gelernt. Ich hoffe, du wirst mit diesem Manne glücklich seyn, da nun einmal dein Glück in seinem Herzen wohnt. —

Mit Marien wurde Minchen nicht so leicht fertig. Ein Bauer! ein Tagelöhner! Sie verwünschte den Buchbinder, das Carcer, das Billet, und jammerte: was werden die Leute sagen! Du, die Frau eines Tagelöhners! Und alles kommt so wunderlich.

Ihr habt ja, wenn ich alles zusammen rechne, kaum zwanzig Worte mit einander gesprochen. Ich glaube wahrhaftig, sein Horn ist ein Wunderhorn.

Nun verbreitete sich in dem Städtchen das Gerücht, daß Minchen des langen Taugenichts Braut sey, dieser aber noch immer, wie ehemals, ein Taugenichts, und nichts mehr als ein Handarbeiter. Alle Nachbarn steckten die Köpfe zusammen, schlugen in die Hände, und rissen die Augen weit auf, hohnlachten, und nannten den alten ehrwürdigen Mann einen Rabenvater, die Tochter aber ein ungerathenes Kind. Die alte Marie, obgleich Minchen sie bat, jetzt von der Straße zu bleiben, holte sich jeden Tag zehnmal einen schweren Aerger, und schimpfte, wenn sie zu Hause kam, auf den Taugenichts, der ihr gutes Minchen so behext habe. Doch Minchen sang in frommer Liebe: „ich denke dein!“ und war so glücklich, so glücklich! „Und wenn ich,“ dachte sie, „nun gar erst sein Waldhorn wieder höre!“

Eines Abends hatte Minchen schon die

Lampe ausgelöscht, empfahl ihren Geliebten dem Schutze aller guten Engel, und wollte sich so eben niederlegen, um mit freudigem Herzpochen daran zu denken, wie hübsch ihr die Kleidung einer Bäuerin doch stehen, und wie sie dem schönen großen und schlanken Manne sein Essen auf das Feld bringen würde. Da bliesen zwei Hörner allein die Melodie: „Ich denke dein!" dann fielen andere Instrumente ein, und endlich sang eine schöne Stimme die Worte zu der Melodie, mit Veränderungen, welche auf Minchen paßten. Die ganze kleine Stadt wurde noch einmal wach und lebendig; denn eine so schöne Musik war darin noch nie gehört worden: lauter Blase-Instrumente, von wirklichen Virtuosen gespielt. Rektors Minchen! riefen alle Leute. Das ist der lange Taugenichts mit seinem Waldhorn.

Er war es nicht; aber die schöne Musik hatte Er aus einer benachbarten großen Stadt geschickt, um Minchen eine Freude zu machen und sie auf seine Ankunft vorzubereiten. — „Marie! er kommt! er ist da!"

rief Minchen in kindischer Freude, und ihr Herz pochte ungestüm.

Ja, so ist er! sagte Marie. Da er doch so arm ist, so könnte er, dächte ich, sein Bißchen Geld auch wohl zu etwas Anderem sparen.

„O Marie! sparen soll er mit mir. Eben darum liebe ich ihn ja, weil er nie sparte; weil er alles, alles für mich hingab!" Sie konnte die ganze Nacht nur wenig schlafen; denn vor ihrer Seele schwebten unaufhörlich die lieblichsten Bilder.

Am folgenden Morgen fuhr ein prächtiger Pariser-Wagen mit vier schönen Pferden zum Thore herein, über den Markt, und reitende Bedienten in sehr reicher Liverei begleiteten ihn. Alles öffnete die Fenster, und sah dem unerhört prächtigen Wagen nach, der vor dem Rathskeller hielt.

Bald nachher kam, auf einem falben, vortrefflich gebaueten und sehr prächtig angeschirrten Pferde, ein junger schöner Mann, der ein silbernes Waldhorn an der linken Hüfte hangen hatte; und ein Bedienter in

eben der reichen Liverei, wie die andren, welche den Wagen begleiteten, folgte ihm. Er ritt langsam über den Markt, in die kleine Straße, worin Rektors Minchen wohnte, hielt dort an, und stieg vom Pferde. Der Wagen fuhr hinter ihm her, und blieb gleichfalls vor Minchens Wohnung halten.

O, der lange Taugenichts! hieß es jetzt in der ganzen Stadt. Und schon lag Minchen in dem stillen Entzücken der glücklichsten Liebe an seiner Brust. Er trat unvermuthet in das Zimmer, worin sie mit Marien allein sehr fröhlich bei ihrer Arbeit saß. Da stand der edle, stolze Mann, wie ein Apollo, vor Minchen, die immer stärker erröthete; denn der Bauer, den sie sich so lange gedacht hatte, war nun auf einmal in einen Oberforstmeister verwandelt, und die prächtige Uniform saß ihm wie angegossen. Minchen! meine geliebte Braut! sagte er und knieete vor ihr nieder. Endlich habe ich dich mir erworben, du redliche, treue Seele! und zwar durch Liebe, nur durch Liebe! Gott sey Dank, daß du nun endlich mein bist! Er

breitete die Arme aus, und sie sank mit der lieblichsten Verschämtheit der züchtigen Jungfrau hinein. Jetzt drückte er den ersten Kuß auf die schönen, noch von keinem Manne geküßten, Lippen. Marie, sagte er, das ist der erste Kuß, den ich mir nehme, ob wir uns gleich schon so lange lieben, als wir einander kennen.

Marie trippelte mit froher Neugier umher. Was kümmerte sie jetzt das Küssen! Lieber hätte sie gefragt, ob der prächtige Wagen mit den vier schönen Pferden, und die Bedienten in der reichen Liverei ihm gehörten. Sie wartete nur darauf, daß die lange Umarmung und das Küssen ein Ende nehmen sollte, um ihn zu befragen. Endlich währte es ihr doch zu lange, und sie sagte: nun, dabei ist, meiner Treue, nichts geschenkt; denn sie holen die sechs oder sieben Jahre auf Einmal nach! — Da auch das nichts half, so hielt sie es für das Beste, den Vater zu rufen. Der lange Taugenichts ist da, Herr Professor! ach! ach! Kommen Sie nur! Sie werden Ihr blaues Wunder sehen!

Sie war so außer Athem, daß sie nichts weiter sagen konnte. Der Vater trat in Minchens Zimmer, und fand die beiden Liebenden noch beim Nachholen.

Endlich gab Treiber denn doch seinem Schwiegervater Rede und Antwort. Ich bin der Oberforstmeister von Aroldstein. (Marie machte große Augen.) Ja, Minchen, ja! sieh mich nur recht darauf an! Dieses Horn hat alles entschieden, mein Glück und meinen Stand. Ueber meiner Geburt hing ein Dunkel, das sich erst spät aufgehellet hat. Ich liebte Minchen, mein theurer Vater, und war die einzige Liebe dieses so reinen Herzens; ich liebte sie mit wahrer Begeisterung. Ihr Billet, ihre Sorge für mein Abendessen, ihre Unruhe, ihre Liebe zu mir, die ich so deutlich und mit so großem Entzücken sah, und dann ihr immer gleiches Benehmen gegen mich, den sie liebte, und gegen alle anderen jungen Leute —: das entschied meine Liebe, und machte sie unvergänglich, ewig. Ich lebte nur für Minchen; ihr Glück war der einzige Wunsch, der einzige Zweck

meines Daseyns. In manchen unbewachten Augenblicken, wenn Minchens Herz überwältigt wurde, brach ihre Liebe unverkennbar hervor. Wäre das nicht geschehen, so hätte ich sie trauernd verlassen, und mich darüber abgehärmt, daß die Einzige, die mein Herz in Bewegung brachte, mich nicht liebte. Doch die keusche Jungfrau blieb, ungeachtet ihrer Liebe, immer Herr über ihr Herz; das Feuer der Liebe brannte darin nur wie das heilige Feuer im Innersten des Tempels. Sie verbarg es mir, und das mußte die keusche Jungfrau thun. Ich verließ sie keinen Augenblick, war immer in ihrer Nähe, warnte sie vor einem Bösewicht, und rächte sie an diesem Menschen, den ich seitdem für seine Verlästerungen des edelsten, tugendhaftesten Mädchens noch einmal gezüchtigt habe, doch nur mit derben Stockschlägen. — Endlich entschied sich mein eigenes Schicksal. Der Fürst von **o** ist mein Vater. (Hier wurde Marie blaß, und riß die Augen weit auf.) Er erkannte mich für seinen Sohn, und küßte mich.

Doch ich blieb kalt, weil ich erst wissen wollte, wie er über den Punkt der Liebe dächte. Ich entdeckte ihm, daß ich liebte, doch nicht Minchens Nahmen; und errathen konnte den Niemand, da ich meine Liebe, so glühend, so innig sie auch war, vor Jedermann verborgen hatte. Du heißest Freiherr von Aroldstein, sagte mein Vater; also kann ich eine Liebe unter deinem Stande nicht billigen.

Nun wohl! erwiederte ich kalt; so verbitte ich den Nahmen, den Sie mir geben. Wie mich das Mädchen liebt, ohne dessen Besitz ich nicht leben will, nicht leben kann, das weiß ich; wie Sie mich lieben werden, das soll ich erst erfahren. — Dann überlasse ich dich hülflos deinem Schicksal, sagte mein Vater zornig, weil er meiner Sprache nicht gewohnt war. Ich erwiederte lächelnd und auf meine Arme blickend: Hülflos bin ich nicht, und für ein Paar glänzende Flittern gebe ich meinen warmen, bequemen Anzug nicht hin. Das ist mein fester Grundsatz. — Man fing an mit mir zu unterhandeln. Ich

sagte aber: Lassen Sie mir nur meine Freiheit, so will ich mich, als Herr Treiber schlechtweg, mit dem Mädchen, das ich liebe, und ohne das ich nicht leben will, wohl ganz froh durch die Welt treiben. Nun schloß man mich ein; ich aber zerschnitt mein Bettlaken, meine Bettüberzüge, ließ mich daran in den Garten hinunter, und ging über die Gränze. Man spürte mir nach, konnte mich aber lange nicht entdecken, und auch nachher ließ ich mich nicht in das Land meines Vaters locken. Das, Minchen, war die Zeit, da ich Sie nur mit Zittern bisweilen in der Ferne sah; doch — ich war glücklich. Nun sollten Sie Ihre Hand einem Andern geben. Mein Horn rettete mein Glück und Ihre Treue. O, Minchen, wie überreich, wie selig fühlte ich mich da!

Endlich hatte man meinen Aufenthalt entdeckt, und brachte es durch eine feine List dahin, daß ich verhaftet wurde. Ich sprach den Fürsten, und fragte ihn: Wie lange soll das dauern! Nennen Ew. Durchlaucht Sich dazu meinen Vater, daß Sie mich unglück-

lich machen wollen? Will mich mein Vater ewig meiner Freiheit berauben? Denn meiner Geliebten werde ich nimmermehr entsagen. Mein Vater fand, daß ich ein Mann war, und den Reichthum, mit allem, was davon abhängt, leicht entbehren konnte, da ich ein Paar kräftige Arme, und gründliche Kenntnisse hatte, die ich vorzüglich Ihnen, mein guter, ehrwürdiger Vater, verdanke. Er schien nun eine gewisse Achtung für mich zu bekommen, und bewilligte mir, was ich verlangte. Heute, Minchen, ist nun der frohe Tag, der meine Standhaftigkeit belohnt, und, hoffe ich, auch mein geliebtes Mädchen glücklich machen wird. Sie, Minchen — Aber nein! von jetzt an das vertrauliche Du der Liebe! Du bliebst mir treu, als du glauben mußtest, ich wäre ein bloßer Bauer; und ich wollte um deinetwillen alles gern entbehren, was in den Augen der meisten Menschen das höchste Gut ist. Doch — er zog die prächtige Uhr hervor — es ist schon neun Uhr; der Herr Superintendent wird in der Kirche auf uns warten.

In der Kirche? fragte die alte Marie.

Nun ja! er soll mich sogleich mit meiner geliebten Braut trauen.

Da erschrak Minchen, und fast noch stärker die alte, treue Marie.

Du zögerst, Minchen? — Sey ohne Sorgen! Er hat seit einer halben Stunde den landesherrlichen Befehl zu unserer Copulation, und wird ihn gern erfüllen, da ich ihm schon eine artige Anzahl Louisd'or als Trauungsgebühren geschickt habe.

„Ich zögre nicht; ich erschrecke nur über die plötzliche Verwandlung des Kummers in Freude." Sie ging mit Marien in ihre Kammer, und nach zehn Minuten kam sie in einem schneeweißen, einfachen Kleide wieder zu ihrem Geliebten. Eine Krone brachte ihr Marie, vor Freude weinend: eben die Krone, welche Minchens Mutter als Braut getragen hatte. Der Bräutigam hängte ihr nun eine Schnur großer, kostbarer Perlen um den schönen Hals, und steckte ihr, außer dem Trauringe, noch einen andern sehr prächtigen an den Finger. Geschenke für dich von meinem

Vater. Alle lächelten, ob sie gleich keinen Begriff davon hatten, welche große Summe diese Geschenke kosteten. Und nun ging Minchen an dem Arme ihres Geliebten, bei dem Läuten der Glocken, mit demüthigem, niedergeschlagenem Blicke, von allen Einwohnern der kleinen Stadt angestaunt, und von den meisten gefolgt, über den Markt, vor der Schule vorbei, weiter in die Kirche.

Das junge, schöne Paar wurde getrauet, und hinterher machten die fremden Virtuosen auf dem Orgelchore eine Musik, deren Text allen Anwesenden ausgetheilt wurde — eine so schöne, so rührende, und dann wieder so frohe, jauchzende Musik, daß dadurch den Einwohnern des Städtchens die Musik ihrer Kunstpfeifer auf eine lange Zeit verleidet wurde.

Endlich ging man nach dem Rathskeller, wo ein Paar Köche, die gestern Abend mit einem schwer beladenen Küchenwagen angekommen waren, alles Mögliche thaten, daß die sämmtlichen Honoratioren der Stadt sehr gut bewirthet werden konnten. Auch die

Ar-

Armen hatte der lange Taugenichts — so hieß er heute zum letzten Male — nicht vergessen, und den Bürgern von geringerem Stande, nebst ihren Frauen und Kindern, ließ er für seine Rechnung in den Wirthshäusern und Gärten so reichlich Essen und Trinken, auch Kuchen und Wein, geben, daß Jedermann recht herzlich froh war und das schöne Brautpaar hoch leben ließ.

Nach der Tafel auf dem Rathskeller, die lange genug dauerte, und nach dem Kaffee, folgte ein Ball. Braut und Bräutigam eröffneten ihn; doch gleich nach dem ersten Tanze setzten sie sich, und sagten einander zum ersten Mal, in vertraulichem Flistern, wie sehr sie sich liebten. — Am späten Abend ging Minchen endlich, an dem Arme des Geliebten, zitternd über den einsamen Markt nach Hause, wo Marie schon das Brautbett bereitet hatte. Der glückliche Bräutigam hielt seine holde Braut am offenen Fenster im Arme, und drückte sie an das volle, selige Herz. Vier Waldhörner bliesen

in der Ferne mit den schönsten Tönen: „Dein gedenk' ich!" —

Seit diesem Tage sagen alle Mütter in dem Städtchen zu ihren Töchtern: lieben dürft Ihr, Kinder, recht von Herzen, und recht treu! Aber abmerken müßt Ihr es Euch nicht lassen!

III.

Makaria, oder die Herakliden.

Bei Marathon, mitten unter den Grabsäulen der Helden, die hier in der Schlacht gegen die Perser fielen, steht das Grabmahl einer Jungfrau, nahe bei der Höhle Pans, an einer kleinen Quelle, die aus der Höhle hervor rieselt. Die Quelle hat den Nahmen der Jungfrau, Makaria, und man vergißt bei dem heiligen Andenken der gefallenen Helden auch die That der Jungfrau nicht, die sich hier für ihre Verwandten den Tod gab. — (So erzählt eine alte Hellenische Sage.)

Pausanias, Buch I.

Der Göttersohn Herkules hatte die Erde verlassen, und seine Kinder von Dejanira, Hyllus, Glaneus, Hodites und Makaria, lebten ruhig zu Trachin unter dem Schutze des edlen Königs Ceyx. Herkules treueste Freunde, Licymnius und Jolaus, erzogen die Kinder des erhabenen Heros zu edlen Thaten. Oft stiegen sie den Oeta hinauf, und setzten sich da unter die Eichen, wo Herkules sich verbrannt hatte. Nun erzählte jetzt Jolaus, und dann wieder Licymnius den horchenden Kindern von den großen Thaten ihres Vaters, deren Zeugen sie gewesen waren. Hyllus warf jedes Mal den funkelnden Blick erst zu den Wolken, dann aber drohend gegen den Peloponnesus, und sagte triumphirend zu seinen Brüdern: „er war unser Vater!" Ach, Makaria triumphirte nicht; sie hatte nur Thränen für den Scheiterhaufen ihres Vaters, nur Thränen für

den schrecklichen Tod ihrer geliebten Mutter. Schluchzend warf sie sich vor dem Altare nieder, der hier dem Jupiter errichtet war. „Herkules Tochter weint?" fragte dann Hyllus ernst; und Makaria warf sich, noch schmerzlicher weinend, an die Brust des Bruders, und folgte von fern ihren Freunden, wenn sie den Berg hinunter stiegen.

Hippomedon, Licymnius Sohn, ein sanfter Knabe, ging ihr zur Seite, blieb dann mit ihr am Gestade des Asopus, trocknete liebkosend ihre Thränen, erzählte ihr von den Festen der Trachinischen Jungfrauen, und wiederholte ihr die Gesänge derselben: er allein konnte Makaria's Kummer zerstreuen. Hippomedon stahl sich mit Herkules Tochter in die Felsen, die Trachin umgeben, oder er führte sie auf die schönen Wiesen, die sich an dem Flusse Melas hinab ziehen. Er allein wußte es, daß sie Herkules Tochter zu seyn verdiente: denn ihm öffnete sie das weiche und dennoch starke Herz; die Anderen sahen nur ihre Thränen. Die beiden schönen Herzen drängten sich immer dichter an einander, weil sie von den Uebrigen zurückgestoßen wurden.

„Nein,“ sagte Hyllus lächelnd; „dein Hippomedon, theurer Licymnius, wird uns das nicht seyn, was Ihr, du und Jolaus, unserm großen Vater waret.“ — „Er wird es seyn,“ unterbrach ihn Makaria; „er wird mehr seyn, als sie, Hyllus: er liebt dich, und du liebst ihn nicht.“ — Sieh hin, wie er da wieder erröthet! sagte Hyllus. Er wird unsere Kämpfe nicht mit uns kämpfen, so wenig wie du, sanfte Makaria. — „Ich kann für euch sterben!“ sagte Hippomedon dann zärtlich.“ — „Wie ich!“ setzte Makaria lebhaft hinzu, und reichte ihrem Freunde die Hand. Sie fühlte, wenn sie mit Hippomedon in einer Felshöhle saß, und er sie mit dem lächelnden funkelnden Auge so sinnend betrachtete, daß er für Herkules Tochter alles thun würde. Dann fragte sie ihn, um sich zu überzeugen, daß Hyllus Unrecht hätte: „nicht wahr, Hippomedon? du würdest für uns sterben können?“ — Tausendmal für dich, Tochter Herkules! antwortete er dann feurig; alles was du forderst, kann ich thun. Und nun erzählten sie einander, was jemals Menschen für einander gethan

hatten; und sie fühlten, daß sie noch mehr für einander würden thun können. So gewann ihr Herz eine Stärke, die wegen der Thränen in ihren Augen, wegen der ruhigen Sanftmuth, womit sie sprachen, wegen der einsamen Abgeschiedenheit, in welcher sie so gern waren, für Weichlichkeit und Mangel an Muth gehalten wurde.

So hatten Herkules Kinder einige Jahre in einer Ruhe gelebt, die ihrem Vater nie zu Theil geworden war. Eines Tages stürzte Jolaus von dem Markte in das Haus, worin sie wohnten. Alle umringten ihn; denn schon seine Blicke kündigten Unglück an, ehe er noch gesprochen hatte. „Herkules Kinder dürfen nicht ruhen!" sagte er heftig. „Das Glück andrer Menschen ist nicht für Euch!" Hippomedon drängte sich an Makaria's Seite, ergriff ihre Hand, und blitzte mit seinen Augen voll festen Muthes. Jolaus erzählte.

Eurystheus, König in Mycene, zitterte vor den Söhnen des großen Herkules und ihrer Rache, so entfernt sie auch waren. Er schickte Herolde an den König von Trachin, und ließ ihm den Krieg ankündigen, wenn

er nicht die Herakliden mit ihren Beschützern aus Trachin vertriebe. Der edle Ceyx streckte seine Arme gen Himmel aus, und rief die Götter zu Zeugen von der Grausamkeit des Eurystheus an. „Du hörest selbst!" sagte er gerührt zu Jolaus, der gegenwärtig war. „Doch," setzte er in edlem Zorne hinzu: „möge meine Vaterstadt fallen! Der große Wohlthäter der Hellenen soll im Olymp nicht sagen, daß seine Kinder flüchtig in dem Lande umher irren, das ein Tempel ihres Vaters ist! Krieg denn! Krieg!"

Aber das versammelte Volk rief: Friede! Da führte Jolaus die Kinder des Herkules, in Trauer gehüllt, auf den Markt. Sie setzten sich an den Altar ihres eigenen Vaters, und das Volk weinte laut. Der Anblick dieser hülflosen, unglücklichen, verfolgten Kinder, deren Vater der größte unter den Hellenen gewesen war, erschütterte die Herzen, selbst der festesten Männer. Ihr Schweigen war beredter, als Reden und Thränen. „Wir haben Waffen!" riefen die Bürger jetzt einstimmig. Da sagten die He-

rolde drohend: „Krieg also mit dem ganzen Peloponnesus!“ Das Volk blickte zu Boden, und schwieg. Jetzt sprang Makaria auf und rief: „Lasset uns gehen!“ (Sie ergriff die Hand ihres Bruders Hyllus.) „Wollen wir den Bürgern von Trachin ihre Gastfreundschaft so vergelten? Irgend ein Volk, ein Gebirge, eine Einöde — hat unser Vater nicht ihrer viele von Räubern und Ungeheuern befreiet? — wird ja Herkules Kinder schützen!“

In diesem Augenblicke rollte ein fürchterlicher Donner im Gebirge, und Jolaus rief: „Lasset uns gehen! Jupiter donnert!“ Alle Kinder des Herkules standen von dem Fuße des Altares auf. Der König umfaßte die Unglücklichen, und benetzte sie mit Thränen; alle Bürger begleiteten sie mit Segnungen, und verwünschten die Grausamkeit des Eurystheus. Die Herolde sahen dies rührende Schauspiel mit finsteren Blicken: sie, die Boten des mächtigen Königs, zitterten vor Kindern. Die Herakliden verliessen nun Trachin, und wanderten gegen das Meer hin, den engen Felsenweg am Ufer des Asopus hinunter, auf Thermopylä zu, welches späterhin Leonidas

Tod so berühmt machte. Sie gingen über den Asopus, und blieben die Nacht in dem Tempel der Ceres, der an den warmen Quellen steht, von denen Thermopylä seinen Nahmen hat.

Hier saß die unglückliche flüchtige Familie des Heros, an eben der Stelle, an welcher fünf Jahrhunderte später das heilige Denkmahl der dreihundert Spartaner, die sich für Griechenland opferten, errichtet wurde. Heute vergoß Makaria keine Thräne. Sie ging ruhig, ohne zu klagen, an Hippomedons Seite, den Felsenweg, und erstieg mit stiller Größe die steilsten Klippen, wenn ein reißender Gießbach den Weg längs dem Meere versperrte. „Tochter Herkules!" nannte Jolaus sie heute zum ersten Male, als sie einem Arkadier, der sie tragen wollte, freundlich antwortete: „ich bin Herkules Tochter!" Ihre Brüder umarmten sie, und Hippomedon wand hinter ihr eiuen Kranz von Oelbaumblättern, den er dann heimlich auf das schön gelockte Haar setzte.

Am folgenden Morgen gingen sie, längs dem Gebirge hin, den Weg nach Theben zu. Sie erreichten an diesem Tage Theben nicht,

und blieben in der Hütte eines gastfreien Landmannes, der den Göttern dankte, daß sie ihm Fremde zuführten, und der ihnen sein einziges Lamm opferte, als er erfuhr, wer diese Fremden waren. Am Abend des nächsten Tages kamen sie nach Theben, der Stadt, für die ihr Vater gekämpft hatte. „Man wird uns hier aufnehmen," sagte Jolaus. — Die Unglücklichen setzten sich am folgenden Morgen vor und neben dem Altare auf dem Markte nieder; doch das undankbare Theben foderte sie auf, die Stadt zu verlassen, und erlaubte ihnen nur, einen Tag darin auszuruhen.

Jolaus blickte finster zur Erde; Licymnius rief die rächenden Götter an. Makaria sagte lächelnd: „Wozu wollen wir den Schutz der Mächtigen anrufen! Warum verbergen wir uns nicht in der Hütte eines Landmannes, oder im Tempel eines gütigen Gottes?" Sie verließ ruhig den Markt, und ging zu Artemis, der Wohlgerühmten, Tempel *), daselbst zu beten. Hippomedon folgte ihr.

*) Aus des Pausanias Beschreibung von Theben und von dem Tempel der Artemis Euklea.

Ruhig ging sie bis zu dem Eingange; doch hier sank sie, laut weinend, auf die Stufen nieder. Hippomedon eilte zu ihr hin, und setzte sich neben sie. Mit einem Blicke der tiefsten Rührung zeigte sie ihm den Löwen von Stein, der vor dem Tempel stand. „Undankbare Stadt!" rief Hippomedon, als er den Löwen bemerkte. „Unglückliche Stadt!" sagte Makaria traurig; „die ihren Wohlthäter so vergessen kann!"

Es war der Löwe, den Herkules selbst nach seinem Siege über die Orchemenier — (er kämpfte für Theben) — der wohlgerühmten Artemis geweihet hatte. Makaria drückte den kalten Stein, das gefühllose Denkmahl für die Wohlthat ihres Vaters, an ihre Brust, und benetzte es mit Thränen. „O, mein Vater!" sagte sie; „hier sollte ich nicht unerhört flehen!" So saß sie einige Augenblicke, den Arm um den Hals des Löwen geschlagen; und bald wurden ihre Blicke heiter. „Darf ich mehr Ruhe fordern, als Er?" dachte sie, und stand nun gelassen auf. Sie reichte ihrem Freunde die Hand, trat in den Tempel der Göttin, warf sich an dem Altare nieder,

und betete leise und innig. Als sie aufstand, trat die Priesterin herzu, und fragte: was hast Du der Göttin geopfert?

„Das Theuerste, was ich habe," antwortete Makaria, und legte den Kranz, den Hippomedon ihr geflochten hatte, auf den Altar. „Ich habe nichts weiter als meinen Nahmen: Makaria, Herkules Tochter!" Da reichte ihr die Priesterin mit Ehrerbietung die Hand.

Makaria setzte sich wieder auf die Stufen des Altars, und jetzt fiel ihr Blick auf ein Monument, das zwischen den Säulen stand. Sie fühlte ahndend einen kalten Schauder, als sie das Monument bemerkte. „Wer ruhet dort?" fragte sie.

Die edelste Thebanerin, Androklea *), antwortete die Priesterin. Man wird Herkules und des Mädchens Nahmen in Theben immer zusammen nennen. Apollo hatte uns den Sieg unter deines Vaters Anführung versprochen, wenn ein Einwohner von Theben sich selbst freiwillig für sein Vaterland opfern wollte. Der König der Orchomenier rückte

*) Pausanias nennt auch ihre Schwester Aleis, welche dasselbe Schicksal wie Androklea hatte.

mit einem furchtbaren Heere auf die Stadt zu, alles vor sich her verwüstend. Männer, Weiber und Kinder stürzten heulend in den Tempel, die Götter anzuflehen; doch niemand hatte den Muth, sich für das Wohl des Vaterlandes aufzuopfern. Da drängte sich auf einmal durch den Haufen der Jammernden eine schöne Jungfrau, Androklea, mit dem Kranze der Weihe auf dem Haupte, zu dem Altare der Göttin. Dein Vater begleitete sie, und ein Jüngling, den sie zärtlich liebte, ein Fremder, der mit deinem Vater hieher gekommen war. O, noch jetzt zittere ich, wenn ich die Scene vor meinen Geist zurückrufe: wie die Jungfrau, bleich und bebend, mit fliegendem Haar, laut rufend, sich durch die Knieenden drängte, und den Altar umfaßte; wie der Geliebte zu ihren Füßen niedersank, und sie anflehete, Erbarmen mit ihm zu haben; wie sie auf einmal an seine Brust sank, die zitternden Arme um seinen Hals legte, und ihn mit brechender Stimme fragte: „wäre ich deiner Liebe werth, wenn ich mein Vaterland nicht liebte?" wie sie sich auf Herkules berief; und

wie dein großer Vater, anstatt zu antworten, das Gesicht verhüllte, und im Uebermaße des Schmerzes am Altare niedersank; wie Androklea nun in lautem Schmerze rief: „antworte, Alcide! Antworte: was würdest du thun?" und nun dein Vater das verhüllende Gewand von der Stirne wegriß, und nach einem tiefen Seufzer Ein Wort zur Antwort gab: retten! Herkules Tochter, das sagte dein Vater. Androklea umarmte den Geliebten noch inniger; dann rief sie laut: „Retten! Leb wohl! sey glücklich, Theben!" und der verborgene Dolch durchbohrte ihr Herz.

Makaria umfaßte die Grabsäule des edelmüthigen Mädchens. „Und was wurde aus dem Geliebten?" fragte sie, zu der Priesterin aufblickend. — Der Schmerz tödtete ihn? fragte schnell Hippomedon. Meinst du, Makaria, setzte er ernst hinzu, er könnte das Leben behalten haben? — Die Priesterin bestätigte, was der Jüngling vermuthete, und entfernte sich dann.

Makaria konnte sich nicht von dem Denk-

mahl

mahle trennen. „Ach, Hippomedon!“ sagte sie, und reichte ihm vor dem Grabe die Hand: „mich schaudert, wenn ich daran denke, daß ich dich verlassen müßte; aber dennoch würde ich dich verlassen!“ — Dann würde mich der Schmerz um dich tödten! erwiederte der Jüngling heftig, und drückte zum ersten Male die Hand der Jungfrau an seine Lippen. Denn, setzte er sanfter hinzu, jetzt fühle ich bestimmt, Makaria, daß ich dich mehr liebe, als mein Leben. Und wenn ich dich verlöre; wenn ich... O Götter! — Er warf sich vor Makaria nieder, und benetzte ihre Hände mit heißen Thränen. So hatte sie den Jüngling noch nie gesehen! Seine zärtlichen Blicke, seine Liebkosungen setzten die verborgene Gluth ihrer Liebe in helle Flammen. Sie legte die Arme um seinen Nacken, und drückte ihn an ihre Brust. „Hippomedon! Makaria!“ — „Geliebter! Geliebte!“ und der Bund der reinsten Liebe war über Androklea's Grabmahle, unter geheimen, schauderhaften Ahndungen ihres künftigen Schicksals, geschlossen. In langer, ver-

gessender Trunkenheit der liebevollen Umarmung standen sie an dem Denkmahle, wie zwei Bildsäulen, zum Gedächtniß Androklea's und ihres treuen Geliebten errichtet. Ein neues vielfaches Leben hob sich in Beider Brust: das Leben der glücklichen Liebe. Androklea hat uns gelehrt, was wir für einander fühlen, sagte Hippomedon. „Sie soll uns auch lehren, edelmüthig zu seyn!" setzte Makaria hinzu. „Retten! sagte mein Vater der edlen Jungfrau. Wenn er es auch mir sagte, mein Geliebter!"

Der Schmerz tödtete den Geliebten! erwiederte Hippomedon ruhig; und sie lächelte ihm zu, wie die holdeste der Göttinnen. Beide umarmten das Denkmahl, und verliessen dann den Tempel, worin ihre Herzen einander gefunden hatten. Zum zweiten Male durchfloß Makaria ein Schauder, als sie das Grabmahl verließ. In Todesahndungen und im Entzücken der Liebe ging sie die Stufen vor dem Tempel hinunter, ohne den Löwen, das Denkmahl ihres Vaters und seiner Siege für Theben, zu sehen.

Am Abend verliessen die flüchtigen Hera-

kliden das undankbare Theben, und Alle waren traurig, nur Makaria und Hippomedon nicht. Die Liebe in ihrem Herzen gab ihnen die süßeste Heimath. Der Asopus, den sie während der Nacht durchwaten mußten, schien ihnen ein murmelnder Bach; die Felsen des Cytheron, welche sie um Mitternacht zu ersteigen hatten, die labyrinthischen Rosengänge von Paphos. Eine Lagerstätte, die ihnen eine wilde Felshöhle bot, war ihnen ein Tempel der segnenden Gottheit. Niemand konnte begreifen, woher die zarte Jungfrau diese Stärke, diesen Muth, diese Heiterkeit nahm. Sie ging mit Hippomedon Hand in Hand. Jolaus hätte sie können zu ihres Vaters Säulen in Iberien führen, und sie würde sonst nichts beschwerlich gefunden haben, als die Stunden der Ruhe, durch welche sie von Hippomedon getrennt wurde. —

Am folgenden Tage gingen sie über den rauhen Parnassus, und dann über den Cephissus. Sie sahen noch Athens Akropolis von der Abendsonne bestrahlet; doch sie erreichten es heute nicht, und brachten die Nacht in dem furchtbarsten Aufenthalte, in

dem dunklen Haine der Eumeniden, zu. Auch hier, wo Jedermann still und ernst ist, in der Nähe der furchtbaren Göttinnen, goß die Liebe über Hippomedon und Makaria ihre Freuden, ihre genußreiche, furchtlose Wonne hernieder.

Am folgenden Morgen ging Jolaus in die Stadt, um dem Freunde des Alciden, dem großen Theseus, anzukündigen, daß die Kinder des Heros vor dem Thore wären. Die andern alle verliessen den Hain der ernsten Göttinnen, und gingen zu dem Tempel des Neptuns, wo kurz vorher der unglückliche Oedipus in den Armen seiner Tochter gestorben war. Hier erwarteten sie die Rückkehr des väterlichen Jolaus. Endlich kam er, neben ihm der edle Theseus, und hinter ihnen ein dichter Haufe von Athenern. Wo sind die Kinder meines großen Freundes, des Ersten unter den Hellenen? rief Theseus schon in der Ferne. Sie eilten ihm entgegen *), und er umarmte sie mit zärtlichem

*) Die Aufnahme der flüchtigen Herakliden in Athen war für ganz Griechenland eine so wichtige Begebenheit, daß alle Athenische Redner sie als einen der vorzüglichsten Dienste aufzählen, welche Athen den übrigen Hellenischen Staaten geleistet hat.

Schmerze. Das Volk bestreuete sie und ihren Weg mit Blumen, und führte sie, wie in einem Triumph, nach der Stadt. „Laßt den grausamen Eurystheus drohen!" sagte Theseus. „So lange ich meine Lanze noch heben kann, sollen die Kinder meines Freundes nicht mehr flüchtig umherirren!" Das Volk jauchte ihm Beifall zu.

Theseus gab ihnen und ihrem Gefolge Wohnplätze in Trikorinthus, jenseits Marathon. Hier lebten die Herakliden in sicherer Ruhe, und erwarteten von den Göttern Jahre, die ihres Vaters würdiger wären.

Herkules Söhne übten sich in den Waffen, die sie bald gebrauchen sollten, den Peloponnesus einzunehmen; und zwar auf derselben Ebene, in welcher späterhin die Perser fielen. Nicht so Makaria und Hippomedon. Unweit Marathon, in einer einsamen lieblichen Gegend, steigt ein dunkles Gebüsch einen Hügel hinan, bis an den Fuß eines felsigen Berges, der dem Pan geheiligt ist. Durch wilde Rosen, und unter einzelnen Oelbäumen hin, führt ein enger Fußpfad an den Berg, und dann neben einer lieblichen

Quelle, welche durch die Felsen herab rieselt, in die Grotte Pans. Zwei hohe Felsen bilden den engen Eingang der Grotte; dann dehnt sie sich hoch und weit in den Felsen hinein. Brombeerranken, Geißblatt und wilde Rosen verbergen den Eingang. In der Grotte sind die Hallen der Nymphen, heimliche Bäder, in den Felsen gehauen, und Gewölbe für die Heerden, welche Pan einst hier weidete. Hinten, hoch aus dem Felsen, rieselt die kühle Quelle, füllt die Bäder, strömt dann durch eine Oeffnung des Felsens über die Rosen herab, und fließt nun in tausend Krümmungen durch das Gebüsch in die Ebene hervor, dem Meere zu.

Hieher ging eines Tages Makaria, die ihren Hippomedon zu den Waffenübungen begleitet hatte, sich gegen die Hitze der Sonne zu schützen. Sie fand die angenehme Einsamkeit, die kühle Grotte, die lieblichen Hallen der Nymphen. Kein Bewohner der Gegend wagte es, die Grotte des furchtbaren Gottes zu betreten; doch ohne Furcht trat Makaria hinein, wie eine Göttin in ihr Eigenthum. Sie hörte die schreckliche Stim-

me des Gottes nicht, die den nahenden Landmann erschreckte. Eine zauberische Ruhe umfloß sie; die Grotte schien ihr der Tempel ihrer stillen, verborgenen Liebe. Sie lagerte sich auf das weiche Moos der Felsensitze, und sagte: „hier möchte ich mit dir leben, Hippomedon!"

Hier fand sie Hippomedon, der ihr gefolgt war; und schöne, süße Stunden verflossen ihnen Beiden in der stillen Dämmerung der Grotte. „Hier," sagte Makaria, als die Trompete Hippomedon rief — „hier möchte ich wohnen!" Hippomedon brachte weiche Felle zu einem Lager hieher; und Makaria wohnte nun ganz in der Grotte. Ihr Schutz waren die treuen Arkadier, welche mit Herkules Thaten gethan, und sich erst vor Kurzem rings umher Hütten erbauet hatten.

Hippomedon sonderte die schönsten Lämmer aus den Heerden, welche Theseus den Herakliden schenkte, und brachte sie Makaria in die Grotte. Das schönste von allen opferten Beide dem Pan und den Nymphen; die übrigen weidete Makaria in den lichten Gebüschen, die in dem weichen Grase stan-

den. Sie schien die segnende Nymphe des Friedens, mitten unter dem Geräusche des Krieges, zu seyn.

Abends ging Hippomedon in das Gebüsch, und Beide saßen nun am Ufer des Baches in süßen Gesprächen. Wenn die Sonne nur noch den Gipfel der Berge bestrahlte, dann trieben sie die Heerde in die Grotte zurück, setzten sich auf die Sitze der Nymphen, bis es finster wurde, und Hippomedon ging dann in seine Hütte.

In der Mittagshitze sammelten sich Makaria's Brüder, Jolaus und Licymnius, und Hippomedon, an dem Gestade der Quelle. Hier saßen sie um die liebliche Hirtin her, erzählten von den Thaten Herkules, und sangen Hymnen zu seinem Preise; oder, sie scherzten auch wohl mit Hippomedon, und nannten ihn den schönen Hirten. Makaria's Liebe war kein Geheimniß mehr; sie und Hippomedon hatten sich schon längst durch Blicke, Seufzer und Worte verrathen.

Ruhig lebten Herkules Söhne, glücklich Hippomedon und Makaria, hier schon seit zwei Jahren, als die Herolde des stolzen,

Rache fürchtenden, Eurystheus zu dem großherzigen Theseus kamen, und die Auslieferung der Kinder Herkules von ihm forderten, wenn nicht Athen mit Feuer und Schwert verheert werden sollte. Theseus antwortete den Herolden nicht. Er führte sie schweigend an den Altar, welchen Athen, allein von allen Hellenischen Städten, dem Mitleiden mit dem menschlichen Unglück geweihet hatte *). „Saget dem harten Eurystheus," sprach er gelassen: „das Volk, das diesen Altar weihete, verstößt die Unglücklichen nicht. Der Weg zu Herkules Kindern führt nur über Athens rauchende Trümmer und Theseus Leichnam! — Bringt Opferthiere!" rief er nun; „ich will dem Erbarmen opfern."

Die Herolde verliessen Athen; doch nicht lange, so brachten Boten den Athenern die Nachricht, daß der ganze Peloponnesus in Bewegung sey. Ein großes Heer näherte sich dem Isthmus. Da ergriffen die Bürger von Athen ihre Waffen, die Herakliden zu

*) Er stand auf dem Markte. Ein schöneres Symbol von der Humanität eines ganzen Volkes kenne ich nicht.

vertheidigen. Auch diese bewaffneten sich, und mit ihnen die Arkadier, welche den Kindern Herkules gefolgt waren. Hippomedon und die drei Söhne des großen Helden eilten in voller Rüstung zu der Quelle Pans, ihrer Makaria die Nachricht zu bringen, daß nun die Zeit der Rache gekomen sey. „Nicht der Rache," sagte sie sanft, und legte sich an den kalten Harnisch ihres Geliebten: „die Zeit der Gerechtigkeit ist gekommen. So geht denn, und kämpft! Kämpfe du, Hippomedon, für die Rechte meiner Brüder! Stirb, wenn die Götter es gebieten, und erinnere dich an den Tempel der Artemis in Theben. Der Schmerz tödtete ihn!"

Ehe das Heer der Athener aufbrach, hatte Theseus nach Delphi gesendet, den Seher Apollo zu befragen. Der Bote kehrte zurück, und Theseus selbst ging nach Marathon, den Kindern Herkules die schreckliche Antwort Apollon's zu bringen. Zum ersten Mal in dem Laufe seines Lebens trat er in den jetzt zahlreicheren Kreis der Herakliden; denn auch die übrigen Söhne Herkules waren, auf die Nachricht von Eurystheus Kriegeszuge, nach

Marathon gekommen: Lamus, Omphale'ns Sohn, Kleolaus, einer Sklavin Sohn, Tlepolemus, der Unglückliche, welcher nachher den treuen Freund seines Vaters, den väterlichen Licymnius, tödtete, Antiochus, der Dryopier, nach dem ein Stamm der Athener sich nannte, Ktesippus, der Sohn der schönen Astydamia.

Da standen die Söhne Herkules, jeder ein edel gebildeter, schöner Jüngling, in einem großen Kreise, unter ihnen Hyllus, ihr Führer, Dejanira's Erstgeborner, rings umher Jolaus, Lycimnius, und die übrigen Freunde ihres Vaters — als Theseus langsam, die kummervollen Blicke an den Boden heftend, zitternd in den Kreis trat. „Ich bringe," sagte er leise, „die Antwort des furchtbaren Gottes." Er reichte sie dem edlen Jolaus, und dessen Hand zitterte, als er den Ausspruch des Gottes las. Eurystheus siegt? fragten laut schreiend die erzürnten Herakliden. Jolaus las: „Sieg und Ruhm den Kindern des großen Herkules! Das schwarze Schicksal ergreift den harten Eurystheus!" Jetzt schwieg er, und die Herakliden erhoben

ein lautes Jauchzen. Lies weiter, Vater Jolaus *)! riefen sie ihm zu.

„So hört denn, Ihr Söhne des größten unter den Menschen!" sagte Jolaus stolz. „Aber Eins von Herkules Kindern versöhne freiwillig durch seinen Tod den Zorn des waltenden Schicksals!" „Söhne Herkules!" rief er jetzt: „der Sieg ist Euer!"

Doch finster, mit niedergesenkten Blicken, standen die Jünglinge schweigend da. Eine lautlose Grabesstille lag auf der Versammlung, als zöge das Schicksal schon jetzt das Todesloos. Niemand hatte den Muth, einen Andern anzusehen. Jeder fürchtete, einem Blicke zu begegnen, der ihn zum Tode aufforderte. Doch von allen allein wurde Hippomedon bleich. Es war ihm, als ob eine Stimme aus den finstern Abgründen der Erde ihm durch die Seele donnerte. „Androklea! Androklea!" schien ihm die ganze Natur mit der Stimme des verzweifelnden Jammers zu rufen; denn er dachte mit unaussprechlicher Angst an Makaria.

*) Die Söhne des Herkules nannten den treuen Jolaus: Vater. Diodor. lib. IV.

In voller Verzweiflung stürzte er sich mitten in den schweigenden Kreis, rief mit drohendem Jammern: „was zögert ihr, Söhne Herkules! Ist der Tod so schwer? Apollon befiehlt. Wählt und gehorcht! Ehe dieser Kreis sich trennt, o Götter! barmherzige Götter! soll das Opfer gebracht seyn. Redet! Wer von Euch ist es werth, daß Herkules sein Vater war? O, feige, unmännliche Seelen! Noch immer schweigt Ihr?" — Rasest du, Hippomedon? sagte sein Vater mit dem Tone des Vorwurfs. Sie werden wählen. — „Sie sollen jetzt wählen!" rief der Jüngling.

Gilt dir denn Sterben für ein Spiel, du zärtlicher Weichling? sagte Hyllus edel. Der Weg in das Schattenreich ist nicht so lieblich, wie der zu der Grotte Pans. — „O, ihr guten Götter!" rief Hippomedon außer sich, und streckte die Arme hoch gen Himmel: „daß ich jetzt ein Sohn Herkules wäre! wie stolz, wie triumphirend würde ich mit diesem Dolche mein Herz durchbohren! O, daß ich ein Sohn Herkules wäre! Ich beschwöre Euch, Jünglinge! Hyllus, ja! das Sterben ist ein Spiel. Versprich, Hyllus, mir zu

folgen; dann will ich den Weg in das stille Land zuerst betreten." — Er erhob seinen Dolch. Sein Vater entriß ihm das tödtliche Werkzeug. Rasender! rief er zornig; verlaß uns! Willst du die drückendste Stunde durch Vorwürfe noch drückender machen?

Jolaus gebot dem Kreise, sich zu trennen. Schweigend verliessen die Söhne Herkules den Versammlungsort, und Jeder ging still und traurig in seine Wohnung. Hippomedon aber eilte ängstlich, zitternd, schaudernd, ahndend, in das Gebüsch, zu Pans Grotte. Makaria kam ihm ruhig entgegen. „Androklea!" sagte sie, und sank in seine Arme. „Mein geliebter Hippomedon," fuhr sie ruhig fort, „ich weiß schon, was dein bestürztes Gesicht mir ankündigen will. Ein Arkadier, welcher in Eurer Versammlung gewesen ist, hat mir alles erzählt, auch daß du den Dolch gezückt hast, dich zu tödten. Niemand hat dich verstanden; ich aber verstehe dich, mein treuer Hippomedon. Du wolltest mein Leben retten; doch das wäre dir nicht gelungen. Der Schmerz tödtete Andro-

klea's Geliebten. — Laß uns in unsere Grotte gehen." Zitternd folgte ihr der edle Jüngling.

Sie setzte sich auf den Felsen, und Hippomedon sank weinend zu ihren Füßen nieder. Makaria! rief er; mehr vermochte sein gebrochenes Herz nicht. Er streckte ihr nur die Arme entgegen; sie sank, von ihren Gefühlen überwältigt, hinein, und es drangen Thränen aus ihren schönen Augen. „Wie glücklich ist mein Leben!" sagte sie. „O Hippomedon! wenn das Schicksal mich retten will, mich und mein Glück in deinen Armen — bei der furchtbaren Gottheit, in deren Grotte wir weilen! dann will ich leben. Aber, Hippomedon, wenn das Schicksal mein Leben verlangt — dann bin ich Herkules Tochter. Laß die Götter walten!"

Nur das Einzige, seufzte Hippomedon, versprich mir, geliebte Makaria: wenn das Schicksal dich retten will! —

Makaria sann lange nach; endlich sagte sie: „Und bin nicht auch ich ein Kind des großen Helden?"

Deine Brüder streiten für den Besitz des Peloponnesus; du nicht, Makaria. O,

versprich mir, wenn das Schicksal dich retten will! —

„Ja,“ sagte die Jungfrau unter den zärtlichsten Liebkosungen, bei rinnenden Thränen, mit heftigem Schluchzen: „will das Schicksal mich retten, so bin ich dein. Verlangt es aber mein Leben, so ... Gieb mir den Dolch, Hippomedon, mit dem du für mich ...“

Nein! unterbrach sie Hippomedon. Nimmermehr! Was willst du?

„Den Dolch, mein Treuer! — Ich habe Brüder. Erfüllt einer von ihnen den Befehl Apollon's, so bin ich gerettet, und dein. Gieb mir den Dolch, und sey ruhig! Wir finden uns ja in dem stillen Lande der Schatten wieder. Und — werden wir nicht auch da glücklich seyn, wie in dem Haine der ernsten Eumeniden? Gieb mir den Dolch! Du sollst ihn mir selbst geben, das Werkzeug des Todes. Gieb ihn mir, Hippomedon; ich bitte dich.“ „Antworte, Herkules, was würdest du thun?“ fragte Androklea meinen Vater, und er antwortete: **retten!** Gieb mir den Dolch. Sie drückte den Gelieb-

liebten an ihre Brust, und liebkos'te ihm. Endlich gab er ihr bebend den Dolch, und sie verbarg ihn in ihrem Busen. Jetzt wiederholte sie das Versprechen: ihr Leben zu retten, wenn einer von ihren Brüdern... — Sie konnte nie vollenden.

Hippomedon verließ sie in zagender Angst. Er fragte seinen Vater mit dem Ungestüm der Verzweiflung: ob die Söhne Herkules dem Befehle Apollon's gehorchen würden; und er jauchzte, als er hörte, daß sie, auf Hyllus Vorschlag, entschlossen wären, unter einander zu loosen. Morgen ganz früh sollte das Opfer bestimmt werden. Doch, als kaum die Herakliden versammelt waren, trat Makaria, erhaben wie eine Göttin, heiter wie eine Unsterbliche, in den Kreis ihrer Brüder, und sagte: „Heute, meine Brüder, vielleicht in diesem Augenblicke, wollt Ihr das Todesloos werfen? Ich bitte Euch, meine Brüder, seid nicht ungerecht! Sind nicht auch die Thespiaden Söhne des Herkules? Jolaus, du, den die Thespiaden Vater nannten, kannst du zugeben, daß sie ausgeschlossen werden von

der Theilnahme an dem stolzesten Triumphe der Herakliden? Wartet noch drei Tage, meine Brüder! Vielleicht kommen während dieser Zeit die Thespiaden. Feierlich sey das große Opfer! Erbauet dem unwandelbaren Schicksal einen Altar an der heiligen Quelle des Pan. Da wollen wir uns nach drei Tagen versammeln. Auch ich bin eine Heraklide, und will wenigstens das schwere Amt der Todesbotin versehen. Ich will die Loose für Euch ziehen. Gekränzt mit dem heiligen Lorbeer, geschmückt mit dem Opfergewande, wollen wir den Willen der Götter thun. Soll ein Heraklide unbekannt, ohne einen Hymnus, fallen? — Als unser Vater den Scheiterhaufen bestieg, bekränzte er sich, und so ging er zu den Göttern. — Wartet noch drei Tage!"

Die Jünglinge umarmten die edle Jungfrau, und die fürchterliche Stunde der Entscheidung wurde drei Tage verschoben. Während dessen baueten die Jünglinge an der Quelle, die aus Pans Grotte fließt, einen Altar von Rasen, und bereiteten alles vor zu dem großen Opfer. Makaria ging mit ›pomedon in ihre Einsamkeit. Er war

heiter, wie ein Gott, weil er Makaria für gerettet hielt. Aber wenn er sie betrachtete, wie sie da saß mit funkelnden Blicken; wie die schöne Brust unter mächtigen Empfindungen kämpfte; wie heftig sie alles that und redete: so stieg eine schreckliche Ahndung in seiner Seele auf; so warf er sich zu ihren Füßen nieder, und rief wehklagend: leben, Makaria! leben!

Sie lächelte wehmüthig, antwortete nicht, drückte ihn nur fester an ihre Brust, und hing inniger, seelenvoller, in seinen Armen. In die drei Tage bis zu der entscheidenden Secunde, schien sie die Liebe eines ganzen langen Lebens zusammendrängen zu wollen. Hippomedon durfte sie heute nicht verlassen. Sie besuchte mit ihm alle die heiligen Stellen, wo sie Beide glücklich gewesen waren, sank zu seinen Füßen nieder, nannte ihn mit den zärtlichsten Nahmen, und liebkos'te ihm mit erhöheter Innigkeit. Als die Sterne hervorkamen, wollte Hippomedon gehen. Sie führte ihn aber zu einer nahen Höhle, worin sie ihm ein Lager bereitet hatte, und sagte, tief gerührt: „Verlaß mich nicht!"

O Makaria! sagte Hippomedon: verlaß du mich nicht! —

„Du weißt,“ erwiederte sie sanft, „was ich dir versprochen habe. Nur wenn das allwaltende Schicksal gebeut. Sey also ruhig!“

Makaria verließ den Geliebten; doch ehe noch die Morgenröthe anbrach, kamen Beide schon wieder zusammen. Mit jeder Stunde wuchs Makaria's Innigkeit, und Hippomedons ahndende Wehmuth. Die dritte Morgenröthe fand sie Beide noch in Pans Grotte, eins in des andern Armen. Makaria trat mit dem Geliebten an das Morgenroth, das ihr durch die Gebüsche entgegen schimmerte. Sie sah in großer Bewegung, mit verklärten Blicken, in das Tageslicht, als wollte sie es vom Himmel wegtrinken. Ihre Lippen bewegten sich wehmüthig, als redete sie mit dem Tageslichte, als sagte sie demselben Lebewohl; dann drückte sie auf Einmal die heißen Lippen auf Hippomedons Mund, setzte sich an den Felsen, und flocht zwei Kränze von wilden Rosen und Geißblatt, mit denen sie ihr und des Geliebten Haupthaar schmückte. Jetzt eilte sie in die Grotte zurück, und

nach wenigen Augenblicken kam sie, in das weiße Opfergewand gehüllt, schön wie eine Göttin, wieder hervor.

Sie war bereit zu gehen, und reichte dem Geliebten die Hand. Makaria! sagte er mit gebrochener Stimme: was willst du thun! Ich bitte dich, sag: was willst du thun!

„Leben," antwortete sie ruhig und fest, „wenn einer von Herkules Söhnen sterben will; sterben, wenn alle sich weigern. Hippomedon, wolltest du mich daran hindern? Wir sterben zusammen, ich, Herkules Tochter, du, der Sohn seines treuesten Freundes. Komm! Laß die guten Götter walten!"

Von Schmerz überwältigt, umfaßte er schweigend ihre Kniee. Sie beugte sich zu ihm nieder. „Ich bitte dich, Hippomedon, laß mich nicht weicher werden, als die Tochter des größten Helden es werden darf! Scheuest du dich" (hier lächelte sie freundlich), „mit mir zu sterben?" Jetzt erhob er sich vom Boden, blickte zu den Göttern hinauf, umarmte die geliebte Makaria, und sagte gelassen: komm, Herkules Tochter, Hip-

pomedons Geliebte! — Sie gingen durch die Felsen den Fußpfad hinunter, zu dem Opferaltare an der Quelle Pans.

So eben ging die Sonne auf. Da kamen Herkules Söhne, mit Cypressenzweigen bekränzt, still und traurig den Hügel heran. Ihre Freunde folgten ihnen, alle mit dem Kranze der Trauer auf dem Haupte. Hyllus sah den Kranz von Rosen und Geißblatt in der Liebenden Haar, und warf unwillige Blicke auf Beide. Mit Rosen gekränzt? heute? sagte er bitter. Müßt Ihr unser und dieses Tages spotten? Wenn nicht der treue Licymnius dein Vater wäre, Hippomedon ... —

„Er ist den Herakliden treuer, als sein Vater," sagte Makaria. „Laßt uns die Rosen! Ich habe ihm diesen Kranz geschenkt, den Kranz unserer Liebe. — Jolaus! lies den Befehl des Gottes!" Jolaus las. „Hört Ihr, meine Brüder? Freiwillig versöhne eins von Herkules Kindern durch seinen Tod das zürnende Schicksal!" Sie legte schweigend Hippomedons Dolch auf den Altar; dann sah sie ihre Brüder, welche alle bestürzt dastanden, der Reihe nach an.

Wen das schwarze Loos trifft! sagte Jolaus, und legte in seinen Helm so viele Loose, als Söhne Herkules zugegen waren. Jetzt wurde Feuer auf dem Altare angezündet. Makaria nahm ruhig den Dolch zurück, und verbarg ihn unter dem Schleier. Die Opferthiere wurden geschlachtet, und Alle riefen mit lauter Stimme die Götter an. Näher drängten sich die Söhne Herkules dem edlen Jolaus, der zitternd seinen Helm mit dem Todesloose hielt. Jetzt kam auch Makaria herzu, nahm ihm den Helm aus der Hand, trat mit edlem Gange zu dem Altar, schüttete die Loose in die Flamme, und sagte mit lauter Stimme: „Nicht durch das Loos; freiwillig! Das ist der Befehl der Götter."

Jetzt stürzte Hippomedon bleich, außer sich, mit einem Schrei in Makaria's Arme. Sie umfaßte ihn innig. „So, mein treuer Geliebter, edler Hippomedon, so uns einander umarmend!" Sie hob den Dolch; Hippomedon entblößte die fliegende Brust. „Nein, du folgst mir, Hippomedon!" sagte Makaria, die Lippen an seine Wangen legend. Und ihre Hand drückte den scharfen Stahl tief in ihr

Herz. Dann rief sie: „Sieg und Ruhm den Herakliden! — Hippomedon!" Sie starb an seinem Herzen.

Ein Jammergeschrei stieg gen Himmel. Hippomedon sank mit dem Leichnam nach und nach zum Boden nieder, und das Blut der edlen Jungfrau färbte die heilige Quelle. „Makaria!" rief der Jüngling, mit seinem linken Arm den Leichnam fest und innig umfassend. Noch Einmal drückte er seinen Mund auf Makaria's blasse Lippen; dann blinkte der Stahl in seiner Hand, und durchbohrte sein Herz. Beide Schatten gingen vereint in die stille Unterwelt.

Bleich vor Schrecken, starr wie Bildsäulen, standen die Männer und Jünglinge umher. Die Erde schwankte unter ihren Füßen; die Flamme auf dem Altare erlosch; ein Dunkel schien sie einzuhüllen, als ob die Götter sie umringten. Zitternd wendeten sich Alle. „Sie waren edler, als wir!" sagten Herkules Söhne, und errichteten den Liebenden ein Denkmahl an der Stelle, wo sie starben. Die Quelle bekam den Nahmen **Makaria**; die wilden Rosen und das Geißblatt waren von jetzt an den Landleuten heilig. Die Bewohner von Marathon errichteten dem Herkules zuerst einen Altar. Man betete zu dem vergötterten Heros, und nannte ihn: **Makaria's Vater.**

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 12

Berlin 1810

P.o.germ. 784-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113369-4
VD18 15446018-001